

Tage in La Loma

Transformationen

Veit Heise

Widmung:

Für meine Kinder, deren Mutter, meiner Lebenspartnerin und die Leseratten, die das Entstehen der Erzählung begierig verfolgt haben. Ebenso meinen Freundinnen Tashina und Tkhepau aus La Loma, Santa Fe, USA, denen ich so viel Lebenserfahrung zu verdanken habe. Besonderer Dank auch an den Chief Khetachu, der mich in seine Familie aufnahm und mit den Namen 'Der Stein der fließen kann' verlieh.

Erster Teil

Abfallwirtschaft

Jeder Tag in La Loma brachte etwas Neues. Ich musste auch erst einmal lernen, was «Abfallwirtschaft» auf US-amerikanisch heißt! ‘Dump-Management’. Es ist ein Irrglaube, dass es Mülltonnen gibt. Jedenfalls nicht auf dem Lande, außerhalb der Städte in den Suburbs, so wie La Loma für Santa Fe eines ist. La Loma, eine Gemeinde von knapp Eintausend Einwohnern, liegt im Süden von Santa Fe, dem Regierungssitz von New Mexico. Und wo ist die Mülltonne? Mülltonne? Aschenbecher gibt es. Mülltonnen kennt niemand. Ein Sammelplatz mit einem großen 20-Tonnen-Container gibt es – und Ratten. Der normale Wahnsinn, denn spielende Kinder sind auch da, wo es Müll und Ratten gibt. Das sind die typischen Herde für den Hanta-Virus in New Mexico. In Gallup und Encinada gab es 1993 eine Epidemie, an der gleich zwölf Menschen innerhalb von vierzehn Tagen gestorben sind. Kamen alle ins N.I.E.R. (National Institute of Epidemic Research), auch die Leichen. In den USA kam das einem militärischen Ausnahmezustand gleich. In den USA hatte niemand damit gerechnet, dass je wieder das Hanta-Virus auftaucht. Hier in Deutschland sprachen alle über das „Hunter-Virus“ (Jäger-Virus) – noch nicht einmal die Depeschen kann man lesen. Und gleich wurde dementiert, dass es in Deutschland je zu so einer Epidemie kommen könne. In Würzburg gab es gleichzeitig drei Tote im Militärhospital. Auch sie starben am Hanta-Virus. Soweit zur Wirklichkeit und Dementi. Den Übertragungsweg konnte niemand feststellen.

In La Loma muss man sich auch mit mineralisiertem Trinkwasser auseinandersetzen. Besonders eisenhaltig. Bitter. Der Geschmack kann einen Europäer aus den Latschen kippen lassen. Das Trinkwasser in den städtischen Netzen war entmineralisiert und gechlort. Ähnlich dem Trinkwasser nach europäischen Standards. Und es schmeckte keineswegs schlechter. Aber in La Loma? Es schmeckt nach Eisen. Im Grunde nur ein Baufehler des Brunnens. Schon innerhalb den ersten Wochen habe ich mir das Malheur angeschaut. Mit Grundwasser und Wassergewinnung kenne ich mich ein wenig aus. Dabei stellte ich fest, dass man schlauer Weise unterhalb der Kiesschicht Wasser förderte. Zwischen Lehm und Kies eine eisenhaltige Schicht. Und mit der Zeit war auch der beste Filter versotten und nicht mehr brauchbar. Dann hatte man versucht, das Rohr noch tiefer zu treiben. Dann war alles zu spät. Als ich abends von der Arbeit auf der Airbase in Albuquerque nach Hause kam, saß ganz La Loma ohne Wasser da. Und es war Feiertag und es war heiß. Kein Wasser und viel Müll. Es musste nach vernünftigen Auswegen gesucht werden. Mit dem jüngsten Sohn des ‘Chief’ bin ich mit dem Pickup

unterwegs, um wenigstens am Sandia Wash sauberes Wasser zu holen. Natürlich auch eisenhaltig und bitter, aber wenigstens sauberes Wasser.

Am darauf folgenden Montag war erst einmal «Kriegsrat». Die wenigen weißen Bürger von La Loma und alle «Familienmitglieder» der Pueblos saßen zusammen und beratschlagten, was zu tun sei. Die Mehrheit von Stimmen sprach dafür, das Rohr wieder herausziehen, bis Wasser kommt. Jeder muss seine Fehler machen – und wenn es noch einer hinter her ist. Inzwischen war der Filter mit Lehm vollgestopft und zu nichts mehr zu gebrauchen. Da das Rohr rund 100 Fuß lang war (also mehr als 30 Meter), hatte das herausziehen so wie so seine Grenze schnell erreicht und das Rohr war einfach gerissen. Großes Gejammer. Ich nahm mir vor, die nächsten drei Tage freizunehmen und der Gemeinde einen großen Dienst zu erweisen. Ich besorgte aus den Labors am Stützpunkt leihweise einen Ultraschall-Sender und einen Detektor und aus Santa Fe ausreichend viel flexibles Plastikrohr zum eintreiben in den Boden. Mit dem Pickup holten wir frisches, sauberes Wasser aus dem Sandia Wash und spülten mit einer Pumpe das Wasser durch das Plastikrohr, das immer tiefer im Boden versank. Immer wieder füllten wir warmes mit Salz angereichertes Wasser in das Rohr und ließen den Ultraschallsender an einer Lotschnur hinab. Mit dem Detektor konnte ich erkennen, wann wir endlich die Kiesschicht erreicht hatten. Dann brachten wir den Wasserfilter überirdisch vor der Pumpe an und hatten nun fortan sauberes Trinkwasser. Das eintreiben des Plastikrohrs war allerdings eine Qual gewesen. Viele Wassertanks voll hatten wir hineinpumpen müssen, um das Rohr so tief hinunterspülen zu können. Aber die Arbeit hatte sich gelohnt. Als wir das erste Wasser probierten, schmeckte es auf Anhieb besser als zuvor. Übrigens macht man dort nicht so ein Tamtam mit Wasserreinigungsanlagen wie in Europa. Wasser ist Wasser. Ich weiß, dass dies gefährlich ist, aber die Kommune oder der County kann keine Wasserleitungen in die Wildnis legen. Also nimmt man bedingt auch Gesundheitsrisiken durch unsauberes Grundwasser in Kauf.

Ankommen in La Loma

Nun, den Luxus, mit einer Galaxy oder einem Starlifter für achtzehn Dollar in die USA zu fliegen, hatte ich nicht immer. An einigen Jahren musste ich dann doch den Linienflug nehmen. Meist war es ein Flug von Frankfurt/Main direkt nach Dallas Fort-Worth mit umsteigen in den Flieger zum Sunport Albuquerque. Das waren dann die teureren Jahre, denn so ein Flugticket mit dem Linienflug schlug oft mit weit über Fünftausend Mark zu Buche. Geschäftsreisende werden nun mal ausgeplündert, nach Strich und Faden. Ein Ergebnis aus der billigen Touristen-Kutscherei. Dafür hat man neun Stunden lang ruhige, klimatisierte Atmosphäre im Nichtraucherbereich der Business-Class. Wunderbare

Ausblicke auf die Wolkenbänke über dem Atlantik, Neufundland, Quebec, dann über den mittleren Westen, den Missouri, die Wälder Georgias bis nach Texas, mitten ins Herz des Südwestens. Und wenn man dort aussteigt, hat man den Eindruck, der Himmel möchte einen auf den Kopf fallen und man wird mit einer unsichtbaren Keule erschlagen. 30°C und 90% Luftfeuchtigkeit, stickige Luft in den Terminals. Einmal erlebte ich einen Hurrikan, den „Andrew“, der erste im Jahr 1993. Einer der schlimmsten, den Texas je erlebte. Dann mit der Schienenbahn von einem Terminal zum anderen, meist South-West-Airlines oder Delta. Warten bei Immigration, das Gepäck war wie immer nicht da, kommt mit einer Verspätung oder mehr. In der Zwischenzeit ist der erste Anschluss-Flieger schon weg, Ärger beim Umbuchen und mehr. Genauso ausgeprägt ist die Gelassenheit, Immigration steckt mich in die Lounge, ohne Gepäck. Das kommt am nächsten Tag. Auch das ist normal.

Dafür war die Ankunft in Albuquerque immer schön. Ein Anflug über den größten Golfplatz in New Mexcio, gehört zur Kirtland Airbase, 19 Löcher und ein sattes Grün, das von subventioniertem Trinkwasser lebt. Nach der Landung wieder freundliche Gesichter beim US-Customs, wieder anstehen und warten, Standards, endlich angekommen. Man fühlt sich nach so vielen Ankünften wirklich zu Hause. Dann flüchtige Blicke durch die Menschenmenge am Gate, den Koffer vom Handgepäck endlich fest im Griff und – ja, Christine, die Chefin vom Projekt, US-Major der Airforce, heute in Zivil, und Robin, ihre linke Hand, ein sehr sympathischer Sergant, warten schon. Wir gönnen uns tatsächlich eine kurze, klimatisierte Autofahrt im Oldsmobile, um drei Ecken herum, zu einem anderen Gebäude auf der Airbase. Aussteigen, wieder ein Schlag ins Gesicht. Hitze, die Sonne scheint prall vom wolkenlosen Himmel und es zieht einem die Haut vom Körper.

Wenn ich meinen ersten Arbeitstag erledigt habe, halte ich Ausschau nach Taschina. Ein alter himmelblauer Buik Pickup, verbeult und verrostet. Aber der Motor macht noch mit. Russische Klimaanlage: das heißt, alle Fenster auf. Aber schnell ist das Gepäck auf der Pritsche und ich im Wagen. Jetzt ist wirklich Ankommen! Nun ehrliche und herzliche Begrüßungen, keine Standards mehr. Jetzt kommt man wirklich nach Hause. Und damit beginnt die Zerrissenheit. Dieses Zuhause ist viertausend-sechshundert Kilometer weg vom anderen zu Hause. Und weitere zwanzig Wochen Leben werden hier ablaufen, nicht dort „drüben“. Ganz andere Menschen, ganz andere Probleme, auch ganz andere Sorgen und Freuden. Nur wer in einer solchen Haut steckt, weiß wie weh sowohl das eine als auch das andere tut. Auch wenn man lacht und sich ehrlich freut.

An manchen Tagen baut sich zum Abend hin Wolkenturm neben Wolkenturm am Himmel auf. Das Wasser der Oase Albuquerque und Rio Rancho steigt dann in den Himmel auf. Zum Abend hin wird es, wenn Wind und kältere Luftschichten aus den Rockies kräftig mithelfen, die gigantische „Albuquerque Lightshow“ auslösen. Fünfhundert Blitze pro Quadratmeile in der Stunde. Der Regen wird wannenweise zu Boden stürzen. Und wenn so große Wassermengen herabstürzen, werden auch große Anteile der eiskalten Luft aus großen Höhen mitgerissen, was zur massiven elektrostatischen Aufladung führt. Kaum ein Ort auf diesem Erdball bietet dieses Phänomen fast täglich.

Während wir wieder nach La Loma fahren, genieße ich die Umwelt, wie sie ist. Albuquerque liegt in knapp siebzehn-hundert Meter Höhe mitten im Wüstenstaub. Die feuchte Luft steigt auf und schlägt sich an den Hängen der Sandia Mountains nieder, was dazu führt, dass man durch dichten Wald fahren kann. Je höher man kommt. In gut dreitausend Metern Höhe Farne, Moose, Bäume, jede Menge Nadelbäume. Es ist wie in einem Märchenwald. Und das Licht blitzt durch die Lücken. Und es ist wunderbar kühl im Schatten. Aber eben nur, wenn man in die höheren Regionen aufsteigt. Auch das ist Wüste.

Wir fahren über den Highway 40 durch den Canoncito Park, dann hinter dem Bergrücken auf der Straße Nummer 14 nach Golden und weiter nach Santa Fe. Das letzte Stück wieder auf dem Highway 25. Es ist angenehmer, nicht den ganzen Weg über den Highway 25 von Albuquerque über Rio Rancho zu fahren. Der ist nämlich heiß und stickig.

Wenn wir von der Arroyo Hondo Road auf die Brass Horse Lane einbiegen, kommen uns johlende Kinder entgegen. Zwei davon sind Tashinas Kinder. Tashina und ihr Mann Roberto sind sehr fürsorgliche Eltern. Ich bin ihr Gast.

Amerikaner sind bequem. Egal, welche Hautfarbe sie nun haben. Und das ganze tägliche Leben wird genau darauf spezialisiert, diese Bequemlichkeit zu perfektionieren und zu erhalten. Dass etwas Mühe macht, klingt für Amerikaner wie ein Anachronismus. Dann ist es einfach nicht effizient genug. So geht das schon am frühen Morgen los: ich stehe mit gebügeltem Hemd, Schlips – der auch zur Jeans Pflicht ist – und meinem Stetson auf meinem Frontporch, einer kleinen Holzveranda vor dem Hauseingang. Es ist viertel vor Sieben, die Luft ist noch kühl, aber der Wind streift durch den Staub und weht in kleinen Fahnen. Die Luft ist morgens richtig trocken, denn durch die Abkühlung ist die Feuchtigkeit in den Boden gezogen. Von Osten her sehe ich einen Chrysler Minivan.

Auch er zieht kleine Staubfahnen hinter sich her. Es sind meine Arbeitskollegen. Man sammelt mich jeden morgen auf, ich steige auf die Rückbank, kurze knappe Begrüßungen. Während der Fahrt zum Flughafen nach Santa Fe, der ein paar Meilen westlich von uns liegt, findet schon die erste Besprechung statt. Um kurz nach sieben Uhr sind wir auf dem Flugfeld von Santa Fe. Eine alte Dash-7 der South-Western-Airlines wartet auf uns. Die fünfzig Sitzplätze sind schnell mit Pendlern gefüllt. Enge Sitze, kein Komfort, dafür gut klimatisiert und laut, als die Turbinen mit der Groundpower angelassen werden. Als sich die Propeller alle drehen, versteht man sein eigenes Wort nicht mehr. Die Maschine rollt zur kürzesten Startbahn, die für dieses Flugzeug gerade noch lang genug ist. Short-Take-Off, das ist nämlich schnell und billig. Es ist gerade sieben Uhr zwanzig als wir abheben und nach einem kurzen Flug von fünfzehn Minuten sind wir schon in «Sunport Albuquerque». Der einzige Luxus ist, dass wir nicht zum Terminal rollen, sondern direkt vor eine Halle in der Nähe der Philips-Laboratories. Wir werden von der Ordonanz der Air Force in Empfang genommen, die uns direkt zur Arbeit begleitet.

Ein Arbeitstag dauert hier bis knapp halb neun Uhr abends. Besonders wenn man im Projektbüro arbeitet. Hier wird bis zum Umfallen geschuftet. Essen muss man sich mitbringen, Wasser und Kaffee gibt es umsonst. «Remember, we are in the desert!» liest man allenthalben auf gelben Schildern. Hier sind wohl schon einige Menschen während der Arbeit in den klimatisierten Räumen dehydriert. Trotzdem, die Arbeit ist bestens geeignet, täglich den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben und damit dem Wasserverlust zu erhöhen. Ich habe in meinem Büro ein Schild an der Wand hängen: «Don't compare! This is the first day of the rest of your life.» - Es ist mir eine Stütze. Am Donnerstag Abend gehe ich nach der Arbeit in die Selbsthilfegruppe der Anonymen Alkoholiker. Alles Kollegen von der Airbase. Das stützt auch das Wir-Gefühl, auch die Hoffnung, gegen die Anfechtungen zu Hause widerstehen zu können. Die einzige Chance trocken zu bleiben. Und man achtet gegenseitig auf Disziplin. Auch einige Kollegen sind dabei. Auch sie haben ihre Probleme. Selbst auf der Airbase sind wir wieder eine Familie.

An den übrigen Tagen wieder einsteigen in die Dash-7, und inzwischen ist es stockdunkel. Rückflug nach Santa Fe, fast besinnungslos sitze ich dann im Minivan, der mich nach Hause fährt. Am Horizont kann ich beobachten, wie Albuquerque seine «Lightshow» veranstaltet. Blitze über Blitze. Und in La Loma ist alles trocken.

Wenn ich nach Hause komme, finde ich auf meinem Tisch täglich eine frische Schale mit Obst und Tomaten vor. Im Kühlschrank steht frische Limonade, gut gekühlt und

Crash-Eis. So kann ich erst einmal Limonade trinken, mir die feuchten Kleider vom Leib reißen, einen Moment auf meinem Bett liegen und die kühle Luft des Raumes genießen. Es ist, als wenn ich eine Person einfach abstreife. Dann unter die Dusche, umziehen. Abendessen gibt es im Haus neben an. Tashina und Roberto und die zwei Kinder warten schon auf mich.

La Loma lebt unter anderem von dem Geld, was ich für das Haus und den Service zahle. Die «native coloreds» leben, sofern sie nicht auf der Airbase arbeiten, von Gutscheinen der Wohlfahrtsbehörden. Das Leben ist abgezählt. Jeder Atemzug kostet hier Geld. Wenn wir von Armut sprechen, dann können wir uns darüber wundern, wie reich diese Menschen sind – reich an Lebensfreude. Einigen hat der Alkohol den Kopf verdreht. Aber sie zählen trotzdem in der Gemeinschaft des Dorfes. Weg will hier keiner. In der Stadt hätten sie nichts mehr. Vor allem hätten sie keine Perspektiven. Hier haben sie ihre Äcker im Sandia Wash, sie haben ihre Tiere, die Kinder, die langsam größer werden. Mädchen sind begehrt. Ab zwölf wird geheiratet. Die Verträge stehen schon lange vorher fest. Man verheiratet sie nach Encinada oder zurück in den Tribe der Ashiwi's, den Zuni Pueblo, in der Nähe von Gallup. Wer verheiratet ist, darf nach Tesque als «Ausstellungsstück» für die Touristen. So können sie ein paar Dollar dazuverdienen. Tesque gilt als «official pueblo relict», der Bestandteil einer „nativ colored reservation“. Es ist eine Schande, wie diese Menschen sich täglich prostituieren müssen – und mir macht es Kopfzerbrechen. Was ist dies anderes? Gut, die globalisierte Welt sorgt für Dienstleistungen – und Prostitution ist eine Dienstleistung. Die Isletas machen es mit Liebe! - Vier Mädchen gehen jetzt in Tesque in eine spanische Missionsschule. Meine 500 Dollar extra haben auch ihre guten Seiten. Wenn die Mädchen lesen und schreiben können, ist die Gefahr der Ausbeutung ein Stück weit gebannt.

Die Kinder fallen mir um den Hals, Roberto haut mir «five» auf die Finger, dass sie brennen. Er lacht laut. Ja, gewöhnen werde ich mich wohl nie daran. Von Tashina bekomme ich einen gnitzigen Blick, der Schalk sitzt ihr immer wieder im Nacken. Luftkuss. Und die Kinder johlen. Der kleinste hockt sich auf meinen Schoß, spielt mit meiner Krawatte. Es sind diese Lederriemen, die durch ein schmales Schild aus Silber in der Mitte zusammengehalten werden. Jeder im Südwesten trägt das. Genauso wie den Stetson. Der hängt an der Garderobe und Pitty, eine schwarzweiße Straßenköter-Mischung bellt ihn an, ob er nicht freiwillig herunterfällt. Die Familie hat schon gegessen, aber Tashina hat einen weiteren leckeren Teller mit Gemüseauflauf im Ofen. Es duftet. Wenn ich nicht abends schon so erschöpft wäre! - Neben dem Essen plaudern wir. Der Brunnen läuft wieder. Alle sind zufrieden. Die Müllcontainer werden

jetzt regelmäßig vom County geleert. Die Kommune hat eine Planierdrape geschickt, um die Müllberge wieder zu entfernen. Wir müssen aber noch zahlen. Es sind weit über 100 Dollar pro Einwohner. Ich schieße weitere 500 Dollar für La Loma dazu. Ich wüsste nicht, an wen ich das Geld ausgeben sollte. Zuhause würde es endlose Diskussionen geben. Aber die Familie ist versorgt.

Ich komme mir täglich so verwöhnt vor, dass ich ein schlechtes Gewissen habe. Ich bin nämlich nur am Sonntag den ganzen Tag in La Loma. Dann sind die anderen alle in Tesque zum Gottesdienst in der Mission. Neben der indianischen Religion sind sie von den Protestanten «auf den Weg zurückgeführt». Die indianische Religion, mit ihrem Monotheismus der Natur, ist viel konsequenter. Das andere macht man, weil es erwartet wird. Hat aber ansonsten nur geringere Bedeutung eines gesellschaftlichen Beisammenseins. Ich liege dagegen in meinem kühlen Haus auf dem Bett, döse, schlafe aus. Manchmal ruft mich mittags meine schluchzende Frau aus Deutschland an. Sie ist wieder am Ende ihres Selbstmitleids. Den Weg in eine Selbsthilfegruppe findet sie nicht. Danach bin ich auch am Ende, wütend. Ich möchte am liebsten abreisen, doch hier ist eine Verpflichtung zu erfüllen. Absurd?

Ausruhtage

Wenn ich am Sonntag mal Zeit für mich gefunden habe, dann lese ich, schreibe Tagebuch, krame in meiner Vergangenheit, versuche die Orte des Schmerzes zu besuchen und mich wieder zu erinnern. Harte Arbeit ist das. Wenn ich keine Kraft dazu habe, sitze ich vor meinem Haus auf dem Frontporch im Schaukelstuhl und den Stetson ins Gesicht gezogen, die Beine auf einer alten Kiste abgelegt. Ich sehe aus, wie ein Amerikaner, typisch amerikanisch eben. Manchmal fühle ich mich auch schon so. Ich muss mir immer wieder bewusst ins Gedächtnis rufen, dass ich nur ein «guest» bin.

Manchmal sitze ich da, einen Topf Kaffee in der einen Hand und in der anderen eine Zigarette. Ich rauche immer noch. Wollte mir das schon längst abgewöhnt haben. In über zweitausend Metern über Null und bei permanentem Stress ist nicht gesund für mein Herz. Ich war auch wieder mal beim Fliegerarzt, der attestiert mir beste Gesundheit. Die kleinen Unregelmäßigkeiten wurden dokumentiert und der Herzinfarkt Mitte der achtziger Jahre scheint wie ein Wunder überwunden zu sein. Wenn man auf dem Frontporch sitzt, die vierte oder fünfte Tasse Kaffee – und schon wieder eine Schachtel Zigaretten leer – macht man sich doch Gedanken übers Herz. Die Ursachen sind schnell gefunden. Es ist nicht die Arbeit oder der Stress auf der Arbeit. Die eigene Familie fehlt.

Ach wie einfach alles wäre, wenn ... Wenn das Wörtchen «wenn» nicht wär', wär' ich längst schon Millionär. Letzteres ist schon zu einem Alptraum geworden. Der Umsatz in der Firma zu Hause in Deutschland brummt. Es bleibt nicht bei einer Million. Aber dafür wächst täglich die Verantwortung. Was machen die Kollegen? Kommen sie mit allem klar? Das Handy am Ohr, wenn man auf dem Frontporch sitzt, wird zu meinem Markenzeichen. Damit oute ich mich eindeutig in dieser Umgebung zum «guest». Die anderen haben überhaupt kein Geld, sich ein Telefon zu leisten. Man spürt diesen Unterschied. Es führt zwar nicht zu Unwohlsein, aber es sagt einem deutlich: «du bist anders». Und ist man, egal wie viele Menschen um einen herum sind, einsam. Was macht man dann? Der «Chief» hat meine Sorgenfalten von der Stirn abgelesen. Er fragt mich, ob ich nicht mit ihm einen kleinen Ausflug in die Wildnis machen möchte. Ich bin mehr betört als geehrt. Aber ich willige ein. Auch wenn ich bei einem Menschen wie ihm, nicht meine Schüchternheit überwinden muss.

Ich nehme mir für diesen Ausflug extra schon am Samstag frei. In der Regel lasse ich meine «freien Tage» bis zum Ende der Projektzeit auflaufen und fliege ein paar Tage früher zurück nach Europa – wenn es sich denn überhaupt realisieren lässt. Nicht in jedem Jahr war das so. Ich investiere in diesen Ausflug mit dem «Chief». Auch emotional. Bereite mich vor, ruhiger zu werden, bereit, aufzunehmen zu können. Meine mir manchmal verschlossene Art wäre mir geradezu hinderlich. Im Grunde ahne ich, was mir bevorsteht. Meine gewohnte Routine kann ich nicht mitnehmen.

Es ist mein freier Samstag und ich stehe noch vor Sonnenaufgang auf. In diesen Breiten ist der Wechsel noch Nacht zu Tag und wieder zurück nicht so schleichend, wie wir es aus den nördlichen Breiten Europas kennen. Es ist fast so, als würde jemand das Licht an und wieder ausknipsen. Immer noch müde und schläfrig, noch gar nicht wach, kleide ich mich an. Draußen ist es kühle 73° Fahrenheit, das sind 22° Celsius. Für den August ein kalter Morgen. Der Himmel hat Tränen in den Augen, lauter kleine Stratus Cumuli. Wird es regnen? Wenn man von einem solchen Guss zum Beispiel im Wash erwischt wird, dann kann das gefährlich enden. Der Boden kann das Wasser nicht schnell genug aufnehmen und leitet es in Sturzbächen zu den Quellen hinunter. Dann wird aus dem Wash ein Wadi, mit einem reißenden Bach. Aber ich bin zuversichtlich, mit der Zeit habe ich die Zeichen des Wetters in New Mexico einzuschätzen gelernt.

Der «Chief» kommt pünktlich. Gegen alle Einschätzungen meinerseits. Ich muss wohl meine Einschätzung ihm gegenüber korrigieren. Er murmelt einen Gruß in Tewi, den ich nicht erwidere. Ich schau ihn dafür an, mit Achtung – dann reichen wir uns still die

Hände. Gegenseitiger Respekt wird in La Loma groß geschrieben. Man ist hier zwar außerhalb der Familie im Tribe, in der Diaspora, aber man hält sich an die Riten. Rituale sind für diese Menschen einfach wichtig, weil sie die Richtschnur für ihr Leben sind, wie eine innere Uhr. Wir gehen los, aus dem Dorf hinaus in Richtung Westen. Das Gelände ist abschüssig, zwischen La Loma und der Basis des Sandia Wash am Rio Grande sind es rund eintausend Meter Höhenunterschied. Kleine trockene Pflanzen, denen man überhaupt kein Leben mehr zutraut, stehen sporadisch im roten Sand zwischen den felsigen Brocken, die überall herumliegen. Wir wollen zu Fuß zum Conchiti Pueblo, der an einem aufgestauten Becken des Rio Grande liegt. Hier leben rund zweitausend Stammesmitglieder der Pueblos. Conchiti ist damit einer der ganz großen Tribes um Albuquerque herum. Es werden gut vier Stunden strammer Fußmarsch sein. Für mich nicht mehr nur Konditionstraining, sondern auch eine Reise in eine innere Dimension.

Wir beginnen eine Unterhaltung, ganz belanglos. Er ist zwar schon über sechzig Jahre alt, läuft mir aber einfach davon. Ich habe Mühe Tritt mit ihm zu halten und ihm schnellen Schritts folgen zu können. Er hat hier eindeutig den Heimvorteil, denn er kennt das Gelände wie seine Hosentaschen. Sein Englisch ist diesmal vollkommen Akzentfrei. Er spricht sehr schnell und mit meinem virtuellen Wörterbuch im Kopf komme ich mit dem Nachschlagen manchmal nicht so schnell nach. Amerikanische Umgangssprache ist nicht mein Wissensgebiet. Ich kenne nur mein Fachchinesisch von der Arbeit und habe selten die Möglichkeit über den Tellerrand hinauszublicken. Das zweistündige Meeting am Donnerstag bringt mir wenig, was Umgangssprache angeht, ich bin dann viel zu introvertiert und mit meinen Formulierungen beschäftigt. Der «Chief» merkt das schnell. Er schaltet einfach einen Gang hinunter. Gibt mir mehr Zeit zum antworten. Wir sprechen über meine Familie in der Ferne. Meine beiden Kinder Leah und Hannah. Ira war damals noch nicht geboren. Schnell kommen wir auf meinen Generationen-Konflikt – und ich überlege, wie ich dieses komplexe Gebilde harmlos umschreiben soll. „Du bist von inneren Ängsten besessen!“, knallt er mir einfach an den Kopf. Es ist bitter und es ist die Wahrheit. Woher weiß der Mann das, Empathie? Mir gruselt es, ich bekomme wieder mal Gänsehaut am ganzen Körper. Er macht mir mit Encounter. Wohin gehen wir? Mir wird mit einem Schlag vieles klar. Ich leide unter dem Syndrom, mein Unglück durch das Bewahren eines anderen Menschen vor seinem Unglück von mir abwenden zu wollen. Ein Salto rückwärts, der mir nicht gelingen will. Auf was ich mich da eingelassen habe, ist für mich eine Schuhgröße zu groß. Aber nicht, weil mir psychologische Kenntnisse fehlen würden, sondern eher das Wissen über Dämonen. Solche Dinge habe ich immer weggeschoben. Während ich wie in Trance darüber nachgrübele, sind wir schon viele Kilometer gelaufen. Im Grunde habe ich die Orientierung verloren, denn der Himmel ist

bedeckt, ich könnte noch nicht einmal die Richtung ausmachen. Also laufe ich ihm nur noch hinter her. Er schweigt, weil er weiß, dass ich diesen Teil des Wegs wohl durchleben muss, ohne Hilfe. Es kommen immer mehr Erinnerungsfetzen hoch. Tief unten aus meiner Kindheit. Es sind archaische Schreckensbilder dabei, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Aber es sind nur Bruchteile von Sekunden. Vieles vermischt sich mit dem, was ich in naher Vergangenheit durchlebt habe. Ich kann keinen Schritt mehr weiter gehen, bleibe auf einem Stein sitzen. Er steht hinter mir, ich höre ihn in Tewi-Beschwörungen murmeln. Ich werde immer ruhiger und bin wie weggetreten.

„Dein Geist hat viel mit mir gesprochen!“ Ich traue mich überhaupt nicht zu fragen, was. Ich habe auch keine Erinnerung daran, als ich wieder klar im Kopf bin. „Deine Eltern haben Dir den Horizont genommen“. - Ja, das haben sie ständig. Nicht nur einmal. Es war schließlich immer nur ihr Horizont. „Du warst auch Drogen ausgesetzt“. Ich hatte meine Alkoholsucht im Sinn, erzählte ihm davon, auch wie ich es geschafft habe, sie zu überwinden – und er schüttelt nur den Kopf. „Nein, nicht der Alkohol ...“. Ich war perplex. Mein ganzes Ich wollte ab dem Moment nichts mehr davon wissen. Die Wahrheit wollte ich nicht mehr hören, ich kannte sie bereits. Wieder stellten sich meine Nackenhaare auf, es prickelte wieder und wieder im ganzen Gesicht und mein Körper wurde starr. Todesangst. Was tat dieser Mann mit mir?

„Ich werde Tashina bitten, sie möge ein Auge auf Dich haben“, sagte er dann ganz ruhig zu mir und legte seine alten, rauen Hände auf meine. „Lass uns nach Hause gehen, bitte“, sagte ich leise. Er nickte nur.

Die Ärztin im Tippi

Ich lag auf meinem Bett, Schüttelfrost und hohes Fieber. Jemand hat das Zimmer abgedunkelt und ich lag mit feucht-kalten Umschlägen an den Beinen da, bibbernd wie Espenlaub. Von der Erschöpfung schlief ich immer wieder ein. Seltsame Träume. Und als es wieder Tag wird, bin ich zwar geschwächt, aber das Fieber ist wieder vorüber. Ich war dehydriert. Tashina saß neben mir, sie hatte ganze zwei Tage neben mir gewacht, abgelöst von Roberto, wenn sie sich um die Kinder kümmern musste. Sie hatte mir auch bitteren Tee eingeflößt, Tee aus Baumrinde, natürliche Salicylsäure, um die Koagulation zu hemmen. Ganz wichtig, wenn jemand so einen massiven Hitzschlag erleidet.

„Remember, you are in the desert! Oder soll ich dir das Schild an die Stirn tackern?“ - sie hatte ja Recht. Ich habe nicht aufgepasst. Habe mich ablenken lassen und morgens zu wenig getrunken. Entfernt kann ich mich noch an meinen Ausflug erinnern. Hatte mich

das so geschwächt, dieser Höllenritt durchs Ich? Schließlich war ich doch gut trainiert. Aber eben für europäische Verhältnisse. Hier braucht man neben ein Paketen Muskeln auch eine Portion Hirn mehr. Das war wohl etwas gesotten von der Hitze.

Während ich da liege, spricht Tashina Beschwörungen. Die Sprache ist mir phonetisch unbekannt. Wie viele Sprachen spricht sie überhaupt? Wer, was oder wie viele ist Tashina. Ich habe noch nicht ganz die Kraft, dem allem zu folgen. Nehme einfach nur wahr, dass sie in der Nähe ist, bin beruhigt und schlafe wieder ein. Immer wieder werde ich geweckt, um von dem bitteren Baumrindentee zu trinken. Mit der Zeit gewöhne ich mich daran. Immer wieder will ich Fragen stellen. Sie nimmt einfach ihren Zeigefinger, drückt ihn auf die Stirn und meinen Kopf wieder zurück aufs Bett. „Pscht! Gosh!“ - Ich schweige mich noch zu Tode! Dafür rasen meine Gedanken immer schneller. Sie drückt mir kleine Steine in die Hand und schließt sie fest. Wüstenherzen. Später stelle ich fest, es sind wunderschöne Opale. Das war das Geschenk einer sehenden.

Nach einer Woche bin ich wieder auf den Beinen. Ich hocke wieder bei Tashina, Roberto und den Kindern. Ich fühle mich beschämt und habe Schuldgefühle, so viel Zeit in Anspruch genommen zu haben. Roberto muntert mich auf und flachst mit mir. Er kann sich wohl vorstellen, wie ich mich fühle. Auch die Kinder versuchen mich permanent aufzuheitern und zu mobilisieren. Ich muss mit ihnen hinaus, Pitty rennt aufgeregt hinterher und bellt laut. Laute Geräusche tun mir weh und verunsichern mich. Aber ich mache mit. Ich stelle fest, dass auch die Bewegung gut tut. Und ich bekomme einen Bärenhunger. Als ich mit gutem Appetit wieder am Tisch sitze, lacht Tashina fröhlich. Es ist herrlich, wie sie sich über andere Menschen freuen kann.

Sie war überhaupt nicht dieses stereotype Bild einer Squaw. Ihr Äußeres widersprach so ziemlich allem, was man aus Winnetou-Filmen kannte. Sie war gerade mal 5 ¼ Fuß groß, das sind knapp 160cm. Knubbelrund, ein Gesicht, wie bei einer Inuit, dunkelbraune Haut, schwarze Haare, die gerade mal schulterlang waren. Eine kehlige, raue Stimme. Auch wenn es nicht so aussah, sie war flink wie ein Wiesel. Und eine treue Seele. Und wenn sie Roberto in die Augen sah, konnte man feststellen, wie er geradezu dahin floss. Ich habe sie nicht einmal ein lautes Wort gegen ihre Kinder sagen hören. Immer versuchte sie die Situation mit Witz und Güte zu meistern. Und wenn man sie so beobachtete, dann schien sie endlose Kräfte zu besitzen. Vielleicht war sie deshalb eine Art «Schamanin» geworden. Sie hätte einsam und abgeschieden leben müssen. Aber die Pueblos, besonders die Ashiwi's (Indianer des Stammes der Zuni-Pueblos) haben in ihrer Stammesstruktur keinen Schamanen. Wegen ihrer Fähigkeiten gab es viele

Akzeptanz-Probleme bei den Ältesten, denn erstens kannten die Ashiwi keine Schamanen und zweitens schon gar nicht eine Frau als Schamanin. Aber ihre Fähigkeiten in der Natur und in Menschen zu lesen, wie sie ihre Kenntnisse in Medizin nannten, lagen offen auf der Hand. Aber da die Ashiwi eine Kultur des kollektiven Wissens, die für den Stamm zu dessen Auslegung einen Magier beanspruchte, als Grundlage ansahen, mussten sie bei Tashina auch klein begeben und sie gewähren lassen. Also akzeptierte man die Heirat mit Roberto und setzte Grenzen. Wenn bestimmte rituelle Tänze abgehalten wurden, in denen der Magier der Ashiwi eine große Rolle spielte, dann musste dies ein Mann sein, sonst wäre dies eine touristische Katastrophe gewesen. Die Zunis lebten schließlich vom Tourismus, der ihre zentrale Einkommensquelle darstellt. Eine Frau wäre in dieser Rolle einfach undenkbar gewesen. Emanzipationsprobleme bei den Indianern. Dafür war ausschließlich sie für die Gesundheit der Stammesmitglieder zuständig, weil sie mit ihrer Fähigkeit «zu sehen» das Bindeglied zur Natur darstellte und sie auch mit den Dämonen sprechen konnte. Eine Fähigkeit, die ihr die Großmutter vererbt hatte, deren Sohn hier in der Diaspora nun der «Chief» war. Tashina hatte ihren Facharzt für Allgemeinmedizin gemacht, konnte also auch konventionell heilen, wenn es nötig war. Aber weil sie aus stammes-ethischen Gründen keine Praxis führen wollte, hatte man ihr Auflagen erfüllt, die nicht immer leicht zu erfüllen waren. Sowohl Auflagen durch den Stamm, als auch durch die Behörden. Sie durfte zum Beispiel keine Hausbesuche machen, weil dies nach behördlicher Sicht ein «reisendes Gewerbe» darstellte. Wenn sie «konventionell Heilen» wollte, musste sie dies entweder in den eigenen vier Wänden tun oder sie musste sich dazu ihr Tippi aufbauen und es durch ein entsprechendes Blechschild als Praxis ausweisen. Kuriosität und Zwang, aber der Erfindungsgeist einer wahren Zuni beruhte auf Toleranz. Die wurde einfach ganz groß geschrieben.

Die Schamanin

Tashina hat von ihrem Vater die strikte „Anordnung“ bekommen, ein wenig auf mich Acht zu geben. Tashina kann gründlich sein. Sie beobachtet mich von nun an sehr aufmerksam. Aber ohne etwas zu hinterfragen oder zu kommentieren. Das macht es für mich erträglicher. Hätte ich eine Wahl gehabt, ich hätte es ihr wohl auch untersagt. Sie macht es aber so, dass es niemandem auffällt, auch mir nicht. Am Sonntag kommt sie zu mir ins Haus und wir unterhalten uns. Tashina als Schamanin – Tashina als Ärztin. Wir sprechen über dies und das, die immer wiederkehrenden Schmerzen, die mich nun schon einige Zeit begleiten. Nachts wache ich auf, weil mein Körper wie vom Blitz getroffen mit einem hellen Schmerz zusammensuckt. Sie weiß aber keinen Rat. Sie gibt mir den Hinweis, vielleicht mal beim „Army Hospital“ nachzufragen, ich kann mich allerdings

nicht durchringen, weil ich nicht weiß, wie weit die Arme der Bürokratie reichen. Den Volunteer-Job möchte ich nicht verlieren. Es kommt mir vor, als wüsste sie, wovon sie spricht. Aber noch nicht zu mir. Das ist eben die Schamanin. Sie spricht zuerst mit ihren Geistern, bittet sie um Hilfe.

Als ich wieder in meiner Selbsthilfegruppe bin, hadere ich mit mir, ob ich über mein Erlebnis in der Wüste sprechen soll. Ich habe noch nichts begriffen. Und in solchen Situationen nutze ich das Meeting dazu, laut über mich nachzudenken. Es tut gut, wenn man diszipliniert, auf sich selbst konzentriert, nur über das erlebte spricht; ausspricht, was unaussprechlich scheint. Niemand unterbricht mich, niemand stellt eine Frage, niemand kommentiert. Er wäre der richtige Moment. Vielleicht finde ich einen Weg. Warum zögere ich trotzdem. Ich melde mich zu Wort, schweige – sage „danke“ und niemand wundert sich. Es ist erleichternd, nichts sagen zu müssen.

Irgendwann fragt man mich, ob ich nicht ganzjährig nach La Loma siedeln möchte. Das Haus stünde sonst so lange leer. Ich bin im Erklärungsnotstand. Mir ist schnell klar, dass es für das Dorf auch um die Einnahmequelle aus meiner Miete geht. Andererseits wachsen die privaten Probleme in Deutschland über den Kopf. Ich bitte mir mehr Bedenkzeit aus. Denn das wäre beruflich ein massiver Schritt. Mit dem ganzen Unternehmen nach New Mexico umziehen? Einen Ableger in den USA bilden, dazu wären wir einfach zu klein, zu unbedeutend für den außereuropäischen Markt. Um eine ausländische Dependance zu eröffnen, muss man auch für rund zehn Jahre Umsatz vorschießen. Und der Umzug? Ich wusste auf Anhieb nur drei Mitarbeiter, die in den USA hätten arbeiten dürfen. Sie waren US-Amerikaner. Aber nun hatten sie sich in Alzey und in Frankfurt am Main schon Häuser gekauft. Ob sie jemals wieder in die USA zurückgegangen wären? Und dann, wie bringt man einen stoffeligen New Yorker aus Queens dazu, nach New Mexico zu ziehen?

Ein anderes Problem wäre meine Familie geworden. Auch wenn wir durch laufende Anfeindungen von Seiten ihrer als auch meiner Eltern unter einem unheimlichen Druck standen, Ruth war nicht der flexible Mensch, den ich gerne geheiratet hätte. Ich hatte das früher nicht einsehen wollen. Sie konnte meinem Tempo und meiner Wissbegierde nicht schritthalten. Ich machte ihr also auch keine Vorwürfe, das wollte ich niemals. Aber die Belastung blieb an mir hängen und was faktisch dabei heraus kam, war Mitleid für sie. Das wollte wiederum sie nicht. Die Kompensation fand ihrerseits unter dem Thema Eifersucht statt, bei mir war es die Angst um ihren gesundheitlichen Zustand. Eine denkbar schlechte Situation. Was ich brauchte, war ein neutralen Rat. Jemand, der nichts

mit Firma, Arbeit oder dem Leben hier zu tun hatte. Aber ich stellte fest, dass ich trotz aller nach außen präsentierten Weltoffenheit, ein sehr misstrauisches Wesen geworden bin.

Auch Tashina spürte das. Ich lag dösend auf dem Bett und es wäre das normalste der Welt gewesen, wenn sich jemand in meinem Zimmer aufhielt. Diesmal schreckte ich angstvoll auf, mein Puls raste, ich wusste nicht, wie ich mich artikulieren sollte. Tashina hatte die Situation gleich erfasst. „Was hat man denn nur an dir verbochen?“. Sie nahm meine Hand und hielt sie fest, bis ich mich wieder beruhigt hatte. Ich musste das allererste Mal nach vielen Jahren weinen. Mein ganzer Körper zitterte. Tashina hielt meine Hand und sang rituelle Lieder. Ich hatte Angst, vollkommen verrückt zu werden, so zerrissen waren meine Gefühle. Aber ihre Lieder beruhigten mich, genauso wie ihre Stimme. Ich schlafe wieder weiter. Synchronisierendes Seufzen, wie bei einem Kleinkind, das längere Zeit nicht geatmet hatte.

Am Wochenende wieder ein therapeutisches Gespräch mit Tashina, der Ärztin. Sachlich und funktionell. So konnte sie auch sein. Sie hatte ein weit gefasstes Spektrum, mit Menschen umzugehen. Für jeden seine individuelle Art. Und sie versuchte an einem funktionell und sachlich denkendem Menschen zu ergründen, welche archaischen Ängste ihn umtrieben. Wir sprachen über die Spannungen, die es zwischen mir, Ruth und den drei Kindern gab. Ich musste wohl zugeben, dass ich mir aus überschätzter Zuneigung damals ein Problem aufgehalst hatte. Ruth wurde immer wieder von hormonell begründeten endogenen Psychosen heimgesucht. Sie hatte früher schon mal einen Aufenthalt in der Psychiatrie hinter sich, als wir uns kennen lernten. Das war in einer dieser anonymen Selbsthilfegruppen. Der übliche Fehler, den man als Hilfesuchender begeht. Heute weiß ich das. Für Tashina klang das nach keiner unbekanntem Situation. Sie erzählte mir von ihrer Arbeit, wie oft sie dabei die euphorische Selbstüberschätzung trockener Alkoholiker erlebte. Dass ich diesen Fehler gemacht habe, war offensichtlich. Aber es war ein Fehler, den schon Tausende andere vor mir gemacht haben. Es interessiert sie mehr, warum ich beim Alkohol gelandet war. Ach, ich habe schon immer Alkohol konsumiert. Plauderton. Unbefangenheit. Als Kind. Als Kind? Als Kind! Wie alt? Sieben, acht Jahre alt. Ich versuche Entschuldigungen zu suchen, für meine Eltern. Der Krieg, die Kriegsfolgen, das kannten diese behüteten Amerikaner vielleicht nicht. Doch. Zehn Jahre Arbeit im Army-Veterans-Hospital. Amputierte Gliedmaßen, amputierte Persönlichkeiten, Schrecken auf einem oder auch auf zwei Beinen, Dämonen im Rollstuhl. Sie kannte es. Folgen von Luftminen, Brandbomben, eskalierte Gewalt. Ich stelle mir meine Mutter angsterfüllt schreiend in einem Berliner Luftschutzbunker vor.

Stundenlang. Tagelang. Ja, so könnte das gewesen sein. Sie nickt. Jetzt ist sie wieder die Schamanin die meine Gedanken liest. Ich bin wieder fast vor dem Abgrund. Sie nimmt meine Hand und führt mich. Die Frage steht im Raum, ob es noch andere Drogen gab. Ich kann keine finden. Fange an, in der Vergangenheit und im Leben meiner Eltern zu schnüffeln. Such nach Indizien. Kann trotzdem nichts finden. Finde nur Entschuldigungen für meine Eltern, für meine Schwiegereltern und Ruth. Ansonsten noch nicht einmal mehr Mitleid mit mir selbst. Ein Schritt weiter nach vorne.

Sternengeburt

Ich nehme ein paar Tage frei von der Arbeit – mein honary lasse ich im Stich. Habe deshalb Schuldgefühle. Aber die Fieberwoche hat mich physisch geschwächt. Roberto holt mich aus meinem Schneckenhaus. Wir machen einen Ausflug, obwohl gerade die Sonne untergeht. Schon mal bei Nacht draußen gewesen. Ich zögere. Ja, zu Hause mache ich das öfters. Hier ist es was anderes. Roberto hält mir ein Bündel Feldflaschen hin, um mir anzudeuten, dass es dieses Problem bestimmt nicht noch einmal geben wird. Zieh dich warm an! Heute gibt es Frost! Kommt es mir in den Sinn. Wir streben dem Ende des Jahres entgegen. Es ist dieses Jahr bereits Oktober. Ich habe mein honary um einige Wochen verlängert bekommen. Tagsüber vergisst man das. Aber warum können in La Loma plötzlich alle Menschen meine Gedanken lesen? Ich bin verwirrt, spreche immer weniger.

Wir fahren in Richtung Sandia Pike. Die Nacht ist sternenklar. Hier draußen sieht man Milliarden von Sterne. Da wir in La Loma schon knapp zweitausend Meter über dem Meer leben, ist die Luft einfach sauber und klar. Roberto hat heute Nachtschicht im Observatorium. Roberto ist Astronom. Ich bin immer wieder fasziniert, welche mentalen Fähigkeiten in den Pueblos stecken, sobald sie nicht mehr dem Dämon Alkohol gehören. Wenn sie ihren «Achiyalatopa» überwunden haben. Wir führen ein sehr intensives Gespräch von Mann zu Mann, ohne ein Wort zu sagen. Auch das geht. Er ist fasziniert, warum ich das jetzt auch kann. Wer hat mir diese Fähigkeit gegeben? Ich vermute, dass mein Großvater daran vielleicht seinen Anteil hat. Aber das kann auch Ahnenverehrung sein. Es ist sehr schlecht zu differenzieren. Es kommt auch auf der Arbeit immer öfter vor, dass ich meine Kollegen damit überrasche, ihnen genau das zu präsentieren, was sie von mir erbitten wollten. Danke deiner Mutter! Er hat Recht. Aber es fällt mir doch so unendlich schwer. Ich nehme mich einfach viel zu wichtig. Er lacht laut. Kennt er es?

Nach einer halbstündigen Fahrt in unserem hellblauen Buik kommen wir kommen wir an einem Sperrzaun an. Hier beginnt heiliges Gebiet und welches für Touristen auf dem

Sandia Pike nicht zugänglich ist. Aus rituellen Gründen, denn hinter dem Sperrzaun befindet sich ein Ahnenfriedhof, auf dem die Gräber verschiedener Pueblo Stämme liegen. Friedlich vereinte, manchmal nicht so friedliche, Familiengeschichte. Ich muss den Wunsch unterdrücken, meine Eltern auch endlich auf einem Friedhof zu wissen. Ein tadelnder Blick von Roberto. Ja du hast Recht. Ich schwanke zwischen Dankbarkeit und Trauer. Plötzlich wird mir klar, dass es einen grundlegenden Unterschied im monotheistischen System der Indianer und unserer «primitiven weißen Welt» gibt: Gott ist eine Frau! Mutter ist die Natur. Natur ist Gott. In mir kommt so etwas wie Erleichterung auf.

Das Tor hinter uns ist wieder abgesperrt. Dicke Ketten und Vorhängeschlösser. Ich bin nun auf heiligem Boden. Dies ist der Ort, wo nur ganz wenige weiße Menschen jemals, in friedlicher Begleitung eines Indianers, sein durften. Roberto holt eine Pfeife und ein Mundstück aus Hartholz aus einem Lederbeutel, stopft etwas aus dem Beutel in die Pfeife und zündet sie an. Nimmt einen tiefen Zug und bläst mir unter beschwörerischen Tewi-Worten den Rauch ins Gesicht. Hier. Zeig den Dämonen und Geistern, dass du ihr Freund bist und dass du nur friedliche Absichten hast, diesen Ort zu betreten. Ich tue ihm gleich, nehme einen kräftigen Zug, muss husten, dass es mich fast zerreißt. Er klopft mir beruhigend auf den Rücken. Ein Käuzchen fliegt uns über die Köpfe hinweg und lacht uns hinterher. „Wiiiek wiiiek!“. Roberto kichert. Ich habe noch etwas zu tun, meine Gänsehaut wieder zu sortieren. So habe ich mich erschreckt.

Fünf Minuten Fußmarsch durch die Nacht in einem dünnen Wald und wir sind an der La Cruces APO OPS, dem Apache Point Observatory Befehlsstand. Ein modernes Observatorium mit 3,5m Spiegel nahe White Sands. Das ist über 150km entfernt. Roberto verschwindet zur Arbeit und ich möchte noch ein wenig draußen bleiben. Ich lege mich auf einer Woldecke auf den immer noch warmen Sandsteinboden der Plattform. So starre ich in den Himmel, der mir zeigt, was und wo ich bin. Ein winziges Sandkorn in einer unendlichen Geschichte der Zeit. Nichts ist wichtiger, als das Ganze an sich. Irgendwann wird mir kalt, ich gehe hinein.

Die OPS ist mit Roberto und zwei Kolleginnen besetzt. Die Anfragen für Beobachtungen kommen über das Internet aus der ganzen Welt. Hier wird hauptsächlich koordiniert und der anfallende Datenstrom von den Teleskopen wird archiviert und aufbereitet. Die «Kunden», Forscher aus Universitäten, Schulen aber auch Privatastronomen, holen sich dann ihre Daten wieder ab. Das La Cruces APO führt Beobachtungen im sichtbaren, infraroten und ultravioletten Licht durch. Der Röntgenbereich war für «so kleine»

Observatorien damals noch nicht möglich. Es ist spannend hier zu sitzen, die drei Menschen bei der Arbeit zu beobachten. Was hier an Routine abläuft, habe ich mir niemals so vorgestellt. Auch das Geschäft der Astronomie hatte ich mir anders vorgestellt.

Am frühen Morgen kehren wir wieder nach La Loma zurück. Die Sonne hat sich schon längst zurückgemeldet. Albuquerque liegt im feinen Nebel, vom nahen Sunport dröhnen startende Maschinen in den Kontinent und wir stapfen durch taubedecktes Gras. Auch das ist Wüste.

Trennung zwischen Welten

Es ist wieder Mai, ich komme zurück zum Sunport, der Flug hat wie immer eine Stunde Verspätung – ich selbst über 2 Wochen! Zuhause in Deutschland der übliche, private Wahnsinn. Ich habe Mühe, wieder in meinen beruflichen Kontext zu finden. Job ist Job, Privatleben ist Privatleben. Es ist schwer eine Trennungslinie zu finden, auf einem Gelände, das es eigentlich nicht gibt. Ich bin restlos erschöpft, von einem 13-Stunden-Linienflug, als ich den Flugsteig verlasse. Muss erst vier mal durch den Metalldetektor, weil sich Silberpapier einer Pfefferminzpackung in winzigen Fetzen in der Hosentasche meiner Jeans verteilt hat. Selbst die Hosenträger müssen ab. Und die Hose rutscht. Sie ist eben für Hosenträger geschnitten, nicht für Gürtel – nervlich das Letzte. Endlich werde ich durchgelassen. Bei Customs bekomme ich wieder meine Greencard für einen festgesetzten Zeitraum ausgehändigt – alles minutiös geplant und überwacht. Auch den Status «US foreign resident» habe ich wieder und einen «Fremdenpass» der USA. Habe jetzt Bleiberecht bis zum Oktober. Ein virtueller Staatsbürger der USA. Bekomme meine Stempel in den Pass gedrückt, die mir bescheinigen, dass ich angekommen bin. Dann die übliche Begrüßung „you‘re welcome“ - ich bedanke mich artig. Bin ich das?

Ich warte auf meine Ordonanz, die mich mit dem PKW um den Flughafen herum zur Kirtland-Airbase fährt. Ich muss wieder mal vor Arbeitsbeginn zum «security briefing». Lästige Prozeduren, die man über sich ergehen lässt, genauso, wie die stupide Befragung durch einen gelangweilten Officer. Wie eine Aufforderung, im Sekretariat der Schule zu erscheinen. Betretene Minen. Eine Sicherheitsfreigabe war abgelaufen. Ich hätte gar nicht in die USA einreisen dürfen. Schnell wird eine provisorische Lösung gezimmert. Dann ist die Welt wieder in Ordnung. Fast.

Als ich endlich bei Christine und Robin im Büro sitze, wird mir schlecht. Der Stress fordert Opfer. Nach ein paar Schluck kaltem Wasser sehe ich den Horizont wieder.

Ich bin so glücklich, als ich das Büro nach einer kurzen Besprechung wieder verlassen darf. Ich brauche immer noch meine Ordonanz, die mir die Türen öffnet. Sogar zum Klo! Mein Badge, die elektronische Türkarte, kommt erst im Laufe der nächsten Woche. Solche Unsicherheiten machen mir wieder das Leben schwer. Ich fühle mich schuldig. Wofür?

Tashina steht mit ihrem himmelblauen Buik am Kasernentor der Kirtland-Airbase. Sorgenvolle Gesichter. Umarmung. Dann drückt sie ganz fest und voller Zuversicht meine Hand. Wir hatten schon am Vortag ein längeres Telefonat miteinander gehabt. Ich steige ein. Es hat gerade geregnet, draußen ist es kühler, die Fenster bleiben zu. Und da ich schon längst eingeschlafen bin, als sie die Interstate 40 erreicht, fährt sie diesmal über den Highway 25 direkt nach La Loma. Das geht schneller.

Sie schüttelt mich einige Male, bis ich endlich wieder wach bin. „Du siehst wirklich nicht gut aus!“ - Ja, mein Badezimmerspiegel sagte mir das heute Morgen auch schon. Ich habe Koffer voller Ängste mitgebracht.

Ich trinke eiskaltes Wasser, genieße mein Obst und lege mich ins Bett. Ein langer, traumloser Schlaf bis zum nächsten Morgen um sechs Uhr Ortszeit. Der Wecker zeigt mir schon, wie der Tag hier läuft. Ich bin noch orientierungslos, als ich unter der Dusche stehe, muss zweimal wieder raus um Seife und dann einen Waschlappen zu holen. Mein gebügelt Hemd für den Tag hängt bereits im Schrank. Tashina hat schon meine Koffer ausgepackt und sich um alles gekümmert. Ich finde wortlos zu mir selbst und stehe pünktlich auf dem Frontporch. In dem selben Moment kommt schon der Minivan. Das war knapp. Auf Kollegen, die verschlafen, wird nicht gewartet.

Als ich abends wieder nach Hause komme, sitzt Roberto im Schaukelstuhl auf meinem Frontporch, wartet schon auf mich. Wir freuen uns herzlich, dass wir uns wieder sehen – Männer. Das schafft manchmal angenehme Distanz. Er erzählt mir, dass man sich viel Sorgen um mich gemacht hat. Ich frage mich, wie können diese Menschen, in einer so für mich fremden Umgebung, mir so viel Empathie entgegenbringen? Ich erzähle von einem Drama sondergleichen. Eltern und Schwiegereltern haben versucht per gerichtliche Verfügung, uns die Kinder wegzunehmen. Das Jugendamt hat jetzt die Kinder in ein Heim gesteckt. Ruth ist daraufhin in der Psychiatrie gelandet. Ich habe keinerlei Handhabe gegen das Jugendamt. Dort hat der Vater Staat das Sagen. Ich bin schon

wieder fix und fertig. Selbstmitleid. Aber auch echter Schmerz und Wut. Nur kann ich nicht mehr unterscheiden, was nun was ist. Ich trinke kaltes Wasser, gehe ins Bett – wieder nichts gegessen. Ich habe inzwischen 8 kg abgenommen.

Langsam finde ich wieder einen Tritt. Jeden Tag ein Stückchen mehr. Die Distanz zu den Problemen in Deutschland tut mir gut. Als ich am Donnerstag endlich wieder in meiner Selbsthilfegruppe sitze, sprudelt es diesmal aus mir heraus. Die ganze Trauer, die ganze Wut – auch ein Stück Verachtung. Automatisch denke ich an Roberto, von wegen „du sollst die Mutter ehren“. Hoffentlich verständige ich mich nicht. Noch mehr Schuld können meine Schultern nicht mehr tragen. In Deutschland habe ich sogar alles vor meinen engsten Kollegen geheim gehalten. Es ist abartig.

Und endlich ist Wochenende. Diesmal bleibt mir der Samstag erspart, weil keine Ordonanz für mich da ist, die mir jedes Mal die Klotür aufsperrt. Zynische Gedanken begleiten mich. Ich bekomme einen Anruf von meiner Anwältin aus Deutschland. Die Kinder sitzen im Heim fest. Sowohl wir Eltern als auch die Großeltern bekommen sie nicht mehr. Das Jugendamt sperrt sich. Hannah geht es ganz schlecht, sie liegt im Krankenhaus und wurde operiert. Ihr mussten Lymphknoten unter der linken Achsel entfernt werden. Ich bin fassungslos vor Wut. Und ich bin hilflos vor Einsamkeit. Das Gefühl der Traurigkeit wurde soeben begraben. Beinahe hätte ich ein Pueblo-Gesetz verletzt und mich in meinem Haus eingesperrt. In den Tagen danach, fällt es mir sehr schwer, wieder Nähe zuzulassen. Ich kämpfe allein und erfolglos mit Dämonen.

Es dauert drei Wochen, bis ich mich wieder gefangen habe. Inzwischen habe ich gelernt, zwischen Verzweiflung und Selbstmitleid zu unterscheiden. Ein Tritt in den Hintern von einem Freund in der Selbsthilfegruppe hat geholfen. In meinem Haus in La Loma hat man auf meinem Wunsch hin die ganze Zeit mit Schweigen zugebracht. Es war gut so. Und die Arbeit hat auch geholfen, die allergrößten Schmerzen zu betäuben. Danach war ich wieder Mensch und es stand mir Erleichterung auf der Stirn geschrieben.

Tashina und Roberto machten sich Sorgen, unter was für einer Anspannung ich stand. Ich war nicht zum Urlaub in den USA. Es nahm mir aber eine große Last von den Schultern, wenn wir auch meinem Frontporch noch eine Weile zusammensaßen und gemeinsam schwiegen, bis die Sonne untergegangen war. Schweigen kann eine beredte Unterhaltungsform sein, lässt man sich ganz bewusst darauf ein. Als Europäer sind wir wohl geneigt, immer reden zu müssen. In der Nähe von vertrauten Menschen fühlen wir uns mit Schuld beladen, schweigen die anderen – oder man selbst. Manchmal singt Tashina neben mir sitzend rituelle Lieder. Wir haben kleine Feuer entfacht, die um uns

herum einen Halbkreis bilden. Roberto singt ebenfalls, tritt in den Halbkreis und tanzt dazu. Ich stelle fest, dass Spiritualität etwas äußerst lebendig machendes ist. Und nach und nach kehrt in mir Leben zurück. Auch ohne Erklärungen und Rechtfertigungen.

Morgens sitzt noch eine andere Frau aus La Loma im Minivan. Wo sie arbeitet, geht mich nichts an – ich stelle keine Fragen, die andere kompromittieren könnten. Aber während ich noch auf dem Frontporch stehe, blickt sie häufig zu mir hinüber, winkt freundlich und lächelt mich an. Ich versuche zurück zu lächeln. Das fällt mir nicht leicht, fröhlich auszusehen. Sie scheint es zu wissen. Sie gibt sich jeden Tag aufs Neue mit mir Mühe. Meine Schüchternheit steht mir im Weg, wie ein zu großes Gepäckstück. Aber auch ich bemühe mich. Am Wochenende machen wir Barbecue, es ist nicht das erste in diesem Jahr, aber es ist mein erstes, was ich bewusst erlebe. Ein kleiner Blick, hinaus aus dem Schneckenhaus. Die mir immer noch fremde Frau, sitzt neben mir und lacht, singt, streichelt mir unbefangen durch meine Stoppelhaare. Ich riskiere einen mutigen Blick in ihr Gesicht. Ich will schon erklären, warum mir nicht so nach Lachen zu Mute ist, da steht sie auf und tanzt um meinen Stuhl herum und ruft laut „Ein Stein! Ein Stein!“. Alle anderen schauen uns an und lachen auch. Wir lachen gemeinsam. Es wird stockdunkel und es wird fröhlich. Wir freuen uns um die vielen Feuer, die uns in der Wüstennacht Schutz und Wärme geben. Irgendwann bin ich zu müde und ziehe mich zurück. Ich komme in mein Haus – die fremde Frau ist in meinem Haus. Es ist trotzdem für mich nicht so unverfänglich, als es sonst der Fall ist. Bei den Pueblos hat jeder Zutritt zum Haus des anderen. Wenn man jemand besuchen möchte, bleibt man einfach da und wartet auf den Bewohner. „Mein Stein!“ sagt sie leise und so zärtlich. Ich muss mich zusammennehmen, um meinen Schrecken nicht zu zeigen. Das wäre beleidigend, jemand im eigenen Haus abzuweisen. Sie stellt sich mit ihrem Ashiwi-Namen vor: Tkhepau. Ich radebreche, wie ein artiger Japaner, bis es mir gelingt, den Namen nachzusprechen. Die kehligen Konsonanten machen mir Probleme. T'keh'tsche'pau. Jetzt geht es. Sie nimmt meine Hand und wir setzen uns nebeneinander aufs Bett. Blicken uns einfach nur so in die Augen. Dann bekomme ich einen Kuss auf die Nasenspitze und sie geht lachend und fröhlich aus meinem Haus.

Als ich am nächsten Abend bei Tashina, Roberto und den Kindern zum Abendessen sitze, lachen wir gemeinsam über „Ein Stein!“. Sogar Tashinas Vater stimmt mit ein, als er dazu stößt. Er ist auch Besucher. Die Enkel hocken auf seinem Schoß, zupfen an seinen langen grauen Haaren. Man kommt wieder mal auf das Generalthema. Sie würden sich so freuen, wenn ich für immer bliebe. Mir schwant schon was. Ich sage ihnen, wie sehr ich mich geehrt fühle. Ich erzähle aber auch, wie sehr mir meine Kinder fehlen. Mich

überfällt die Trauer wieder. Alle nehmen mich nacheinander in den Arm. Auch die beiden Kinder. Dann gehen wir nach draußen. Diesmal gehen wir alle zusammen zu Tkhepau. Sie hat uns eingeladen. Wir sehen vor ihrem Haus viele kleine Teelichter, die sie entzündet hat. Es sind noch andere aus La Loma da. Man hockt sich in die Menge auf freie Sitzgelegenheiten, denn der Boden ist sehr kühl in der Nacht. Es gibt Limonade – irgend etwas mit Granatapfel. Es schmeckt ein wenig bitter. Aber es macht fröhlich. Tkhepau sitzt wieder neben mir. Nimmt mich an der Hand. Diesmal freuen wir uns beide, uns nah zu sein. Die alten reden in Tewi, der Hauptsprache der Ashiwi. Die Frauen reden in zwei oder drei verschiedenen Sprachen querbeet durcheinander. Ich lausche einfach nur den Melodien ihrer Worte und fange ein paar Fetzen Spanisch auf. Tashina legt mir einen wunderschön gestickten Umhang über die Schultern, lächelt mich an und geht wieder zu Roberto und ihren Kindern. Der Umhang ist herrlich. Er gibt mir Ruhe und Frieden. Als ich endlich in meinem Bett liege, schlafe ich tief und erholsam, wie schon lange nicht mehr. Und ich habe wunderbare Träume – Wiedervereinigung mit meiner Familie in der Ferne. Auch wir sitzen alle zusammen und lachen.

Morgens höre ich jetzt den Gruß „Inh‘he!“ (Stein) von allen Seiten. Ich fühle mich geborgen und dazugehörig. Die Arbeit macht mir wieder Freude und ist weitab von der Routine. Ich kann auch Fehler der vergangenen Wochen wieder korrigieren. Ich bin freudig, dass ich das wieder wahrnehmen kann. Im Büro mit Chris und Robin geht es auch wieder gelassener zu. Wir scherzen viel, sind uns auch öfters wieder näher. Langsam fällt mein Schneckenhaus zusammen. Trotzdem verschone ich das Büro mit meinen privaten Sorgen.

Ich lebe nun in einer mit Mystik angefüllten Welt. Nach meiner Arbeit finde ich eines Tages Tkhepau in meinem Haus. Sie hat Essen für mich gekocht. Es duftet herrlich. Ich fühle mich durch ihren Besuch geehrt, habe Schuldgefühle, dass Tashina deswegen sauer sein könnte. Schließlich wohne ich im Haus von Tashinas Familie. Bei den Pueblos muss man trotz des sehr offenen gesellschaftlichen Zusammenlebens auf strenge Gebote und Regeln achten. Ich habe mir schon viele Fehler erlaubt. Aber man sieht darüber hinweg, mit viel Gelassenheit und Geduld. Aber absichtlich möchte ich keine machen. Ich frage sie deshalb und sie meint nur lachend, dass Tashina ihr das aufgetragen hätte. Misstrauen wäre jetzt katastrophal. Ich warte ab, was geschieht, dusche und lege mich für einige Zeit auf mein Bett. Schlafe tief und fest. Tkhepau ist es unheimlich, dass ich für Minuten nicht atme. Sie holt aufgeregt Tashina zu Hilfe. Die sitzt neben mir, streichelt meine Wangen, vermutlich um zu prüfen, ob ich wieder Fieber habe. Sie lächelt und umarmt Tkhepau, die bei mir bleibt. Das Essen ist vermutlich kalt, ich habe Schuldgefühle. Tkhepau macht

es noch mal warm und wir essen in meinem Haus. Das allererste Mal überhaupt. Sie freut sich über meinen Appetit, freut sich wie ein Kind. Alle Pueblos haben die Fähigkeit offener und ehrlicher Freude.

Es ist schwer zu begreifen, was hier abläuft. Ich begreife, dass es nichts mit einer «Romanze» im Sinne meiner europäischen Welt zu tun hat. Da ich offensichtlich einen Namen bekommen habe, denn Tkhepau und die anderen nennen mich nur noch „Inh‘he“, Stein, bin ich Teil ihrer Welt geworden. Ihr gemeinsamer Wunsch, ich möge für immer bleiben, macht dies auch immer deutlicher. Jetzt liegt es an mir, ob ich mich von meiner alten Welt löse oder ob ich zurückkehre. Eine grundlegende Veränderung wird mit Sicherheit stattfinden. Da bin ich mir inzwischen sicher. Ich sehe, wie ich mich nach und nach in einen spirituellen Menschen, nach ihrem Muster, verwandele. Aber ich habe keinerlei Gewalt darüber, wohin meine Wege gehen. Immer wieder denke ich an die «Wüstenherzen», die Tashina mir damals geschenkt hatte. Sie sind in einem kleinen Lederbeutel, den ich ständig um meinen Hals trage. Und ich muss an den Sternenhimmel denken, den ich auf dem Sandia Pike erlebt habe. Ich bin nur ein Sandkorn im Strom der Zeit.

Tkhepau füllt nach und nach, Tag für Tag mehr, mein Leben mit Freude, wie ich sie bisher noch nie kennen gelernt hatte. Wir unterhalten uns auch das allererste Mal über sie. Sie ist Witwe. Im Grunde ist ihr Leben nach den Regeln und Gesetzen des Stammes beendet. Aber sie setzt sich gegen die Folge zur Wehr und lebt ihre Freude weiter. Es ist schon einmal vorgekommen – das war eine Ahnin von Tashina, die hat Tashina die Gaben der Magierin verliehen – aber es ist kein leichtes Leben. Auch sie hätte man verstoßen, wenn sie sich nicht so erfolgreich gewehrt hätte. Nun geht niemand auf sie zu. Tkhepau erzählt mir, wie sie mich beobachtet hat, wie ich lebe und wie ich mein Dasein einbringe. Sie fragt mich, ob ich Witwer bin. Der Gedanke lässt mich schauern. Sofort versuche ich, mich in mein Schneckenhaus zu verkriechen. Sie spürt es, umarmt mich liebevoll von hinten und flüstert mir ins Ohr „mein Stein!“. Ich fühle mich seit langer Zeit wieder mal geborgen in zeitloser Wärme. Wie dieses winzige Sandkorn im Strom der Zeit.

Ich habe die ganze Nacht im Schaukelstuhl geschlafen, weil Tkhepau bleiben wollte. Sie liegt mit ihrem Kopf, neben mir kniend, auf meinen Schenkeln. Ich streichle durch ihre pechschwarzen Haare und wie ein Kind blinzelt sie mich lächelnd an. Es ist wunderbar, wenn der Schlaf bewacht wird. Wir stehen auf, machen uns für die Arbeit fertig. Sie geht

in ihr Haus zurück. Wir sehen uns auf, jeder für sich auf dem Frontporch stehend, vor dem Haus wieder, lächeln uns an. Nun kann ich es auch. Dann beginnt für uns der Alltag.

Einmal wache ich nachts in meinem Bett auf. Tkhepau liegt nackt in meinem Arm, ihre Schenkel mit meinen verschlungen. Ich liege still, um zu genießen und sie nicht zu wecken. Irgendwann hebt sie ihren Kopf, küsst mich auf die Nase, legt wieder ihren Kopf auf meinen Arm und schläft weiter.

Am Wochenende liegen wir nebeneinander auf dem Bett. Träumen. Sie summt dabei Lieder. Ich genieße mehr und mehr den Duft ihrer Haut.

Wir stehen zusammen unter der Dusche. Sie reinigt meinen Körper mit einem Schwamm und lauwarmem Wasser. Wir scherzen. Im Herzen wird sie nach und nach meine Schwester.

Sie verbringt die letzte Nacht mit mir. Nackte Haut aneinander geschmiegt. Morgen muss ich wieder nach Europa zurück.

Zweiter Teil

Der Stein mit Büffel-Hörnern

Während ich in Europa bin, fängt mein neuerliches Leben und Leiden an. Ich habe mich von Ruth trennen müssen, lebe in Frankfurt in einem Hotel als Dauergast. Habe ja nun Übung darin. Und ich arbeite in Kopenhagen an einem Projekt. Täglich pendle ich mit dem Flugzeug zwischen beiden Städten hin und her. Zwischendrin viele Tage in Paris. Ich gehe in allen drei Städten fleißig ins Meeting meiner Selbsthilfegruppe. Übe mich in Selbstdisziplin, Überwindung von Schmerzen und tiefer Verzweiflung. Nach außen trage ich wie immer die Maske eines fröhlichen Menschen. Ich werden diesen Zustand über mehrere Jahre hin aushalten.

Dann ist wieder Ende April und Zeit für den Umzug nach La Loma. Ich komme mit einem Linienflug aus Deutschland an. Diesmal geht es schneller, mein Gepäck ist inzwischen schon einen Tag nach mir in Albuquerque angelangt. Ich werde in Dallas freundlich in eine Lounge gebeten, Sonderabfertigung durch US-Customs ohne Gepäck. Diesmal problemlos. Man hat vorsorglich auch alle meine Sicherheitsfreigaben geprüft. Auch die sind diesmal in Ordnung. Ich erreiche sogar pünktlich meinen Flug nach Albuquerque pünktlich und ohne Probleme. Und als ich auf dem Sunport ankomme, werde ich am Gate von Tashina empfangen. Sie trägt die Tracht der Magierin. Reich verziert mit bunten Perlen, ganz in hellen Farben. Sie trägt handgetriebenen Silberschmuck. Ich erkenne sie vor Schönheit, die von innen heraus strahlt, kaum wieder. „Inh‘he!“ grüßt sie mich traditionell und legt mir ein Schmuckband um die Stirn. Leute um uns herum bleiben neugierig stehen. Blicken gebannt auf den offiziellen Begrüßungsempfang einer Ashiwi. Mir sacken fast die Knie weg, so bin ich überrascht. Sie sagt mir die Worte vor, die ich jetzt zu sprechen habe. Dann nimmt sie meine Hand, ein kleiner Kuss auf die Stirn und sie umarmt mich. Langsam löse ich mich in Freude auf. Dann gehen wir nebeneinander zu ihrem himmelblauen Buik, der in der Nähe des Eingangs parken darf. Sondergenehmigung.

Wir fahren über den Highway 40 Richtung Sandia Park. Tashina erzählt mir, dass wir uns zu einer zeremoniellen Feier begeben. Mir wird ganz anders. „Du bist nun ein Teil von uns geworden“. Die Worte aus ihrem Munde erschrecken mich. Was hat das für mich zu bedeuten? Ich versuche schuldbewusst zu formulieren, was ich empfinde. Sie hält mir ihren Zeigefinger der rechten Hand auf die Lippen. „Schau in dein Herz. Dann wirst du

deine Heimat finden.“ Und ich schau in mein Herz und finde erst einmal große Zerrissenheit.

Wir kommen auf einen weitläufigen Platz. Kurze Gräser bedecken den Boden. Es ist schon sommerlich warm. Ich rieche den Duft von rituellen Feuern. Die indianischen Bewohner «meines Dorfes» tanzen um die Feuer und singen ihre Gebete. Die «Weißen» stehen im weiten Abstand um sie herum. Rundherum sind Ashawis als Wachen um den Ort des Rituals aufgestellt, die unerwartet auftauchende Touristen fern halten sollen. Ich bin verwundert und geängstigt durch diesen Aufwand.

Eine der Feuerstellen ist vor dem Tippi des «Chief», Tashinas Vater. Er sitzt da, mit Federstirnband und Pfeife aus Kirschholz. Er raucht und lauscht gedankenverloren den Gebeten, in den Refrains stimmt er murmelnd mit ein, manchmal mit lauter, gewaltiger Stimme, die man im Himmel ganz gewiss noch hört. Tashina bleibt mit mir auf der anderen Seite des Feuers stehen. Hält mich an der Hand. Ich versuche mich nur noch auf mich zu konzentrieren, denn die Eindrücke lenken mich nicht nur ab, sie ängstigen mich. Ich will aber nicht, dass mir etwas entgeht. Jedes Detail könnte wichtig sein. Da ich aber nicht weiß, was passieren wird, bin ich steif und verkrampft. Die Muskeln am ganzen Körper beginnen zu schmerzen und die Stirn ist bedeckt von kaltem Schweiß. Der Chief steht auf. Die Tänzer bleiben regungslos stehen. Wie Marionetten. Dann sagt der Chief einige Worte in Tewi – ich verstehe ihn leider nicht. Ich finde es in diesem Moment Abgrund tief traurig, dass ich die Sprache meiner Freunde nicht beherrsche. Es geht mir mit den Sprachen meiner «Ahnen» genauso. Ich kann weder jiddisch noch hebräisch sprechen. Und meine Einschätzung über die Qualität meiner Englischkenntnisse ist miserabel. Aber hier fühle ich mich demütigend hilflos.

Dann beginnt Tashina zu übersetzen.

„Inh‘he‘ha‘yukan sei Dein Name. Sei geboren als Kind unseres Stammes. Wir begrüßen Deine Ankunft. Heh!“

Mir wird vor Aufregung fast schlecht, das passiert mir in letzter Zeit öfters. Dann nimmt Tashina die rituellen Segnungen der Magierin an mir vor. Sie trinkt aus einer kleinen Steingutflasche, versprüht es lachend und prustend über mein Gesicht und meinen ganzen Körper, während sie um mich herumtanzt. Ihr Lachen wird immer lauter und gellender, dann fällt sie zu Boden, zuckend, sich windend. Ich erkenne sofort, dass es ein epileptischer Anfall ist. Wäre Roberto nicht gleich herbei geeilt und hätte mich zurückgehalten,

ich hätte mich niedergekniet und sie berührt, wie ich es in Europa gelernt hatte. Es fällt mir schwer es minutenlang teilnahmslos zu betrachten. Als sie erschöpft am Boden liegt, lässt man sie erschöpft liegen, ohne sie weiter zu beachten. Es ist schockierend für mich.

Wir gehen an den Rand des Kreises. Kleine Gruppen bilden sich und wir hocken uns in das warme, trockene Gras. Es gibt eine kleine festliche Mahlzeit, dazu ein Getränk, wie ich es noch nie getrunken habe. Es schmeckt sowohl ein wenig säuerlich als auch ein wenig bitter. Ich will nicht unhöflich sein und stelle keine Fragen. Roberto klärt mich auf, weil er meinen fragenden Blick sieht. Es handelt sich um den gegorenen Saft einer Kakteenart, die hier in den Sandia Mountains beheimatet ist. Er hat eine belebende bis berausende Wirkung und wird gerne zu zeremoniellen Festen gereicht. «Trink es einfach,» sagte er zu mir und gab mir noch mehr davon zu trinken.

Um mich herum Gebete, die gesungen werden. Die Tänzer haben Glöckchen an den Füßen, so wie es bei der Zeremonie des 'Weißen Büffels' üblich ist. Mit der Zeit verspüre ich eine Art Trance, keineswegs unangenehm. Dann nimmt mich Roberto an die Hand und zeigt mir Schritt für Schritt, wie ich zu tanzen habe. Ich stelle mich offensichtlich fürchterlich ungeschickt an, denn um mich herum kichern einige aus meinem Dorf. Wie lange ich da getanzt habe, kann ich mich später nicht erinnern. Nur verschwommene Erinnerungen an meinen Heimweg blieben zurück. Tashina hat mich bis in mein Haus begleitet. Ich liege auf meinem Bett, in einem immer noch halbawachen Zustand und träume immer wieder wilde Fetzen. Ein Teil der Traumbilder ist von Schönheit ausgefüllt, andere voller Entsetzen. Tashina hält die ganze Zeit geduldig abwartend meine Hand. Ich bin froh, dass es ihr wieder besser geht, dabei ist sie meinetwegen hier. Dann sitzt wieder Tkhepau neben mir, wandelt sich in Roberto. Ich erschrecke, als ich auch meine Frau neben mir sitzen sehe, die mir wie immer Vorwürfe macht. Aber ich erkenne sehr schnell dieses Trugbild. Tashina wischt mir den kalten Schweiß von meiner Stirn. Sie singt ein Gebet auf tausend Sprachen. Ich schlafe endlich tief und fest ein.

Ich erlebe einen Alptraum. Meine Frau jagt mich mit einer brennenden Fackel durch unser Haus. Zum Schluss kann ich ihr nicht mehr ausweichen, sie entzündet mich und ich verbrenne. Ich bekomme keine Luft mehr, meine Lungen brennen, als ich erwache. Ich schreie laut auf. Bilde mir ein, total verbrannt zu sein. Tashina legt einen Zeigefinger mitten auf meine Stirn, alle Angst und Panik verfliegt in einem winzigen Moment. Sie lächelt liebevoll. Sie lässt mich weinen. Nichts ist entspannender in einem solchen Moment. Dann kann ich ruhig weiterschlafen.

Am nächsten Morgen versuche ich mich in der kalten Morgenluft in meiner selbst zu orientieren. Tkhepau grüßt mich wie immer freudig. Sie ist für mich unnahbar geworden. Aber sie wird meine ständige häusliche Begleiterin.

Ein Stein lernt leben

Wenn ich von meiner Arbeit nach Hause komme, finde ich eine fertige Mahlzeit vor. Es ist für kühle Getränke gesorgt. Es gibt frisches Obst. Das Haus ist beispielhaft aufgeräumt und geputzt. Meine Kleider gebügelt und geordnet. An manchen Tagen wird mir das schon unheimlich. Besonders die Freude und Gleichmut, mit der Tkhepau ihre Arbeit verrichtet. Ich habe mit Khetachu, Tashinas Vater, der 'Chief' von La Loma, einen Vertrag geschlossen, der es Tkhepau gestattet, bei ihrer Familie, ihrem Stamm, zu bleiben. Das ist Neuland für alle. In der Geschichte von La Loma gab es das nicht, bis auf diese eine Ausnahme, der man Tashinas Fähigkeiten zuschreibt. Tkhepau ist für mich eine Art Squaw, die ich erworben habe. Ich will aber nicht, dass sie sich als Leihgabe oder Nutzobjekt sieht. Sie lebt nun in meinem Haus. Dafür kann sie ihren Interessen und Neigungen nachgehen. Kommuneleben innerhalb kommunalem Lebens. Ich respektiere dafür ihre Eigenständigkeit, ihre differenzierte Persönlichkeit. Um die Familie davon zu überzeugen, sie nicht wie alle Witwen traditionell zu verstoßen, muss ich eine Gegenleistung für meine Güte verlangen. So sagen es die Gesetze der Ashawi. Und ich bin nun ein Teil dieser Gesetze geworden.

Abends erzählen und scherzen wir. Dann zieht sich jeder in sein Zimmer zurück. Ich bleibe in der Wohnküche, mein ehemaliges kleines Schlafzimmer habe ich Tkhepau überlassen. Roberto hat mir ein neues traditionelles Bett gezimmert. Wenn wir die Nachbarn auf den Frontporches besuchen, ist sie in meiner Begleitung, sie blüht regelrecht auf. Sie wird wieder als vollwertiges Mitglied der Familie betrachtet. Damit ist mein wichtigstes Ziel erreicht, denn nichts hätte ich weniger missbilligt, als der fehlende Rückhalt der Familie.

Tashina besucht uns und bringt Kräuter für Tkhepau mit. Sie hat Probleme mit den Wechseljahren. Aber es geht ihr gut.

Mich lädt Tashina öfters in ihre Praxis im Tippi ein. Meine ständigen Schmerzen sind Gegenstand der Betrachtung. Sie befasst sich nach und nach mit meiner Kindheit. Dunkle Erinnerungen und schmerzvolle Erlebnisse kommen hervor. Es sind nur Fetzen und Tashina setzt sie als ein Puzzle wieder zusammen. Tashina beschäftigt sich auch viel mit

Literatur und zeigt mir, was sie als Parallelen interessant findet. Sie vermeidet Geheimnisse vor ihren Dämonen und Geistern. Deshalb schickt sie mich eines Tages zu einer Beratungsstelle für 'Survivors', Überlebende von familiärer Gewalt. Ich komme mir dort noch fehl am Platze vor. Aber ich denke mir, wenn Tashina das so meint, dann muss es einen Hintergrund geben, der auch existent ist. Ihre Autorität als Schamanin und Magierin ist mir heilig. Ich beteilige mich gewissenhaft an Einzelgesprächen, die jedoch manchmal Verhörcharakter haben, nur um ich unter Anspannung meinem Schneckenhaus zu entreißen. Immer wieder kommen mir Zweifel auf, ob es das ist, was mir fehlt. Ich bin immer noch damit beschäftigt, mein Verhältnis zu meinen Eltern zu relativieren.

In meiner Selbsthilfegruppe der Anonymen Alkoholiker bin ich einer von ganz vielen, die mit solchen Problemen zu tun hatten. Es wird weder als Auslöser noch als Rechtfertigung für Alkoholismus gewertet. Ich lerne dort, dass ich zwar mein ganzes Leben lang ein Alkoholiker sein werde, ob trocken oder nicht, aber ich niemals ein unglücklicher Mensch sein muss. Das hängt ganz von mir ab. Was mir hilft, als Zuhörer diesen Weg auch für andere Menschen zu eröffnen. Mit der Zeit kommt sogar der eine oder andere aus unserem Dorf, der Probleme mit Alkohol oder Drogen hat, zu mir. Ich leihe ihm geduldig mein Ohr, um mehr über mich selbst zu erfahren. Viele Lebensweisheiten werden mir nämlich so präsentiert, die mir ansonsten verschlossen geblieben wären.

Tkhepau spricht über ihre Trauer. Sie ist die Schwester in meinem Herzen, die Numees Nuttah und mir näher als zuvor. Als ihr Askuwhteau, der auf sie blickt, werde ich plötzlich eine Respektsperson für sie. Sie weint in meinen Armen, schweigt, während ich ihre Hand halte, sucht meine Ruhe und Gelassenheit. Ich bin so glücklich, dass ich ihr wenigstens das geben darf. Und mit jedem Stück, das ich ihr gebe, merke ich, wie ich mich entleere. Erinnerungen an meine Aufenthalte im Wat in Südkorea werden wach. Meine Zen-Seele erwacht langsam und forschend.

Tag für Tag, eine Woche nach der anderen, gelingt es mir, für mich selbst wieder die Tür der Meditation zu öffnen. Tashina und Tkhepau sind interessiert und wissbegierig. Ich bringe ihnen spezielle Atemtechniken bei, die es mir selbst erlauben, in einen Raum der Ruhe zu schreiten, die mich in Trance versetzen können. Sie zeigen mir dafür ihre Möglichkeiten. Davon versuche ich so viel wie möglich in mich aufzunehmen. Allerdings komme ich mir bei den Versuchen etwas hilflos vor und Tkhepau und Tashina tuscheln und lachen. Ich kann die entspannte Atmosphäre genießen.

Ich mache das erste Mal einen Ausflug in die Wüste aus eigener Entscheidung. Diesmal mit Tkhepau. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, niemals alleine in die Wüste zu gehen. Wir wollen für zwei Tage südlich von Los Alamos kampieren. Und wir wollen den Tribe der Zia aufsuchen, aus dem Tkhepau stammt. Gut vorbereitet machen wir uns mit einem Packgestell, welches man wie einen Rucksack auf den Rücken bindet aber auf dem Boden hinter sich her zieht, auf den Weg in Richtung Red Canyon. Wir werden rund fünfzig Meilen in zwei Tagen unterwegs sein. Wir haben genügend Trinkwasser auf dem Packgestell dabei, Aluminiumfolie für die Nacht, falls es Frost geben sollte und eine neuartige Gaze, die ich in Albuquerque besorgt habe. Mit ihr werde ich eine Windfalle bauen, aus der wir morgens frisches Trinkwasser trinken können.

Der Weg in Richtung Westen wird immer steiniger. Es ist September und wir müssen uns beeilen, noch vor Sonnenuntergang eine geschützte Stelle im Red Canyon zu erreichen. Tkhepau fängt mit einem Stock, der eine kleine Astgabel am Ende hat, eine Sniper, eine Vipernart, die eigentlich für den Menschen tödlich ist. Sie spricht mit dem Tier, das sich wohl durch die Vibrationen der Luft, die ihre Stimme hervorruft, beruhigen lässt. Tkhepau möchte uns damit ein kleines, leckeres Mal zubereiten. Sie hat zu diesem Zweck, für kleine Bräterei, immer ein Gefäß mit ihrer persönlichen Gewürzmischung dabei. So sind wir bestens vorbereitet. Um unseren Wasserhaushalt zu schonen, haben wir uns dünne, bunte Baumwollschals vor den Mund geschlungen, damit bei anstrengenden Schritten nicht zu viel Körperflüssigkeiten durch die angeregte Ventilation verloren geht. Nach einigen Meilen bin ich wieder mit meiner Kondition im Tritt. Wir laufen teils Hand in Hand mit flotten Schritten durch Kiesbetten in Richtung Conchiti, dann über eine schmale Straßenbrücke über den Rio Grande auf die andere Seite, des mäßig tiefen Canyons. Am Rande des Flusses gibt es reichhaltige Vegetation. Tkhepau zupft Laubblätter von den Bäumen, die sie für schmackhafte Getränke sammelt. Lorbeerblätter eignen sich hervorragend zum Kauen. Zwar wird, wenn man es nicht gewöhnt ist, der Mund sofort trocken, aber sie nehmen fühlbar die Anspannung. Ich probiere es auch aus, kann aber keinen besonderen Gefallen daran finden. Als wir endlich die Ebene unterhalb der Mesas erreichen, ist es schon kurz vor Einbruch der Nacht. Wir finden einen geeigneten Platz für die erste Nacht in einer Aushöhlung im Sandstein, die der Wind hinterlassen hat. Davor schaufle ich mit bloßen Händen eine trichterförmige Kuhle. Da hinein stelle ich ein Blechgefäß. Dann lege ich die mitgebrachte Gaze aus, die kreisrund den Sandtrichter bedeckt und mit ihrem unteren Ende in das Blechgefäß reicht. Den oberen Rand bedecke ich mit Sand. Über den Trichter breite ich nun Aluminiumfolie aus, die alles bedeckt. Steine beschweren den Rand, so dass die dünne Folie nicht durch den

Wind weggeweht werden kann. Zwischen der Aluminiumfolie und der Gaze entsteht bei abkühlender Nachttemperatur ein leichter Unterdruck, der das Wasser an der Unterseite der Aluminiumfolie kondensieren lässt und in die Gaze tropft, die das aufgefangene Wasser in den Blechbehälter leitet. Tkhepau zeigt mit ausgestreckter Hand an den Horizont. Die allerletzte Windhexe des Tages. Ein kleiner Wirbelsturm, der den roten Wüstensand nach oben treibt. Wir sehen ihr zu, während ein blutroter Ball in Richtung Zia Pueblo hinter dem Horizont verschwindet. Es ist endgültig Zeit für unser Nachtlager und den Rückzug dorthin.

Tkhepau hatte ausreichend Brennholz auf das Packgestell gepackt. Bedeckt mit einer ganzen Reihe Decken und Tücher, die wir nun in dem Windloch ausbreiten. Ich darf eine Feuerstelle errichten, die sie mit vorbereiteten Spänen gekonnt entzündet. Schnell lodert ein Feuer, das nicht zu hell brennt, damit es lange genug Wärme spenden kann. Tkhepau bereitet in Windeseile einen kleinen Imbiss aus der Sniper zu, nicht ohne sich vorher gebührend bei dem Tier für seine Bereitschaft zu bedanken. Wir genießen es und trinken mitgebrachten Tee aus einer Thermoskanne. Die Windhöhle ist bestens für eine Nacht zu zweit geeignet. Wir wickeln uns in Decken und kuscheln aneinander. «Inh'he» flüstert sie mir ins Ohr. Ich bin glücklich, das erste Mal seit langer Zeit. Dann legt sie den Kopf auf meine Schulter und wir schlafen ein. Ich träume von Pferden. Kastanienbraune Pferde. Wunderschöne Tiere, schlank, sehnig, sensibel. Schon lange hatte ich nicht mehr einen so beruhigenden Traum.

Mitten in der Nacht wache ich auf. Von dem Feuer ist nur noch ein Häufchen Glut übrig geblieben. Überall raschelt es. Kleine Steine kullern die Steinwände hinab. In der Ferne Schreie, die einem das Herz zerreißen könnten. Es sind Wüstengeister. Ich muss bei dieser eigenen Interpretation sogar lächeln. Schön, dass es sie gibt. So sind wir niemals alleine. Weiter westlich, das muss schon hinter Gallup sein, sieht man Wetterleuchten. Am Himmel reflektieren die Stratus Cirrus den fernen Lichterschein. Eiswolken! Das Jahr geht so schnell vorüber. Noch fünf Wochen und dann muss ich schon wieder nach Europa zurückkehren. Ich werde La Loma dieses mal vermissen. Vor allem Tkhepau. Über den Nachthimmel zieht eine Sternschnuppe nach der anderen. Ich überlege mir, was ich mir wünschen würde. Gleich dazu kommt dann die Frage, was davon realisierbar ist. Ich bin nur noch am Abwägen – kann nur noch wenige Wünsche äußern. Immer wieder habe ich das Gefühl, das stünde mir alles nicht zu. Ich habe meine Familie verlassen – auch wenn man das differenziert sehen muss und es genau umgekehrt war – und ich kann meine eigenen Erwartungen an mich selbst nicht erfüllen. Neben mir räkelt sich Tkhepau

und blinzelt mich kurz an, so als wolle sie sagen «Was für unnötige Gedanken du dir schon wieder machst.»

Zia Pueblo

Als wir früh am Morgen aufstehen, habe ich das Gefühl, noch lange nicht ausgeschlafen zu haben. Aber ich beiße mich durch und wickle mich aus meinen wärmenden Wolldecken. Es war wirklich herrlich warm darin und man konnte so sehr gut in freier Natur übernachten. Von unserem Feuer war jetzt nur noch ein Haufen Asche übrig geblieben, der schon lange kalt war. Wir hatten uns einen Salat zubereitet, den wir nun zum Frühstück verzehrten. Die Windfalle hatte sogar einen viertel Liter Wasser zusammen bekommen. Bestes Trinkwasser. Leider etwas wenig. Ich nahm mir vor, noch mehr an dem Verfahren zu arbeiten. Meine Hand glitt über den Sandboden und ich konnte deutlich noch mehr Feuchtigkeit in Form von Tau wahrnehmen. Nachts fiel die Temperatur um über zehn Grad Celsius.

Nach ausreichendem Konsum an heißem Wasser und Tee machen wir uns wieder auf den Weg. Es ist nur noch die halbe Strecke bis zum Zia Pueblo. Dort könnte es Probleme für mich geben, weil Tkhepau hatte vorher niemand erreichen können, um das abzuklären und mich anzumelden. So werde ich erst einmal an der Pueblo-Grenze warten müssen. Außerdem kann ich kein Tewi, was meine Situation erschweren könnte. Aber ich bin, im Gegensatz zu Tkhepau, recht zuversichtlich, als wir den Zia Pueblo erreichen. Sobald wir durch das Red Canyon kommen, sieht man Zia auf einem Podest aus Geröll und Sand. Eine Silhouette, die erkennen lässt, dass Zia sich nach außen hin abschottet. Der Zia Pueblo lebt jedoch vom Handel, zum Teil schon über das Internet. Hier werden sogar Bank- und Investmentgeschäfte getätigt. Die New Economy hat auch in die Pueblos Einzug gehalten. Trotzdem muss ich am 'Tor' warten, das keines war, sondern nur symbolischen Charakter besaß. Tkhepau sprach dort mit Na'i'ra. Und Naira musste mit Wi'non'a sprechen. Dann war man sich einig und Naira sprach mit Tkhepau und man lies uns ein. Alles hatte nun seine Ordnung.

Naira war eine knapp dreißig Jahre alte Zuni, sprach fließend und akzentfrei Englisch, was mit immer häufiger bei Pueblos auffiel. Man hatte sich gegenüber den Weißen darauf eingestellt, soziale und sprachliche Kompetenz zu demonstrieren. Sie hatte ein Gesicht voller Schönheit. Mir fiel beim ersten Anblick automatisch das buddhistische Mantra *om mane padme hom* ein – oh, du weiße Lotusblüte! Und es machte mir Freude, sie beim Sprechen anzuschauen. Sie unterhielt sich mit Tkhepau und die beiden handelten aus,

dass wir ein paar Tage in Zia als Gäste bleiben werden. Ich kam mir dennoch etwas deplaziert vor, wenn ich daran dachte, wie wenig 'sprachliche Kompetenz' ich in solchen Fällen vorzuweisen hatte. Mein fachliches Wissen war ohne diese Fähigkeiten hier nicht viel von Wert. Allmählich wurde ich jedoch ins Gespräch mit einbezogen, die Dominanz der Frauen, alles was die Versorgung und die Umsetzung von gemeinschaftlichen Leben betreffend, war einfach überwältigend. Sie hatten auf jeden Fall keine Emanzipation nötig.

Wir unterhielten uns über Kommunen und Subkulturen, wie sie in Europa etabliert waren. Es war gerade die Zeit der '*Hamburger Hafestraße*', mit ihren gewalttätigen Krawallen. Solche Ideen hatten für die Zias durchaus ihren Charme. Um so größer war das Unverständnis, mit welchem Aufwand wir in Europa versuchten, solche Entwicklungen zu bremsen. Ich erzählte ihnen auch von der Geschichte der Kommune *Christiana* in Kopenhagen, die sich auf exterritorialem Gebiet einer ehemaligen US-Kaserne etabliert hatte. Ich berichtete ihnen, wie sehr diese Kommune heute Eckpfeiler des sozialen Lebens in Kopenhagen geworden war – mit Krankenhäusern, Kindergärten und Schulen für lernbehinderte Kinder. All das hatte man in zwanzig Jahren aufgebaut. Heute dachte niemand mehr an die Hasch-rauchenden Hippies. Die waren eher in Roskilde auf dem Rockfestival zu finden. Aber weniger in Christiana.

Naira war entzückt über meine Sympathie für kommunale Subkulturen. Und als ich ihr von meinem Großvater erzählte, war das Eis vollends gebrochen. Wieso ich einen solchen sterilen Beruf gewählt hätte. Wirtschaftswissenschaften wäre noch einleuchtend gewesen. Aber der Aufbau einer eigenen Kommune wäre doch für mich zielgerichteter? Ich wollte nicht gleich meine ganze familiäre Geschichte aufrollen. Aber es fiel mir nicht leicht, Gutes über meinen Job zu sagen. Naira war so geduldig, dass sie nicht weiter fragte.

Wir gingen zu dritt im Pueblo spazieren und Naira stellte mir einzelne Menschen an den Orten ihrer täglichen Arbeit vor. Ich lernte so an einem Tag gut an die hundert Menschen kennen. Zwar nur kurz und flüchtig, aber ich war sehr angetan von der Weltoffenheit und der Gastfreundschaft. Als Tkhepau, obwohl ich ihr das eigentlich untersagt hatte, auch noch verriet, dass ich einen Namen von der Familie in La Loma bekommen hatte, war es geschehen. Das musste gefeiert werden. Noch am gleichen Abend bereitete Naira ein kleines, improvisiertes Willkommensfest vor.

Missverständnisse und Verständnis

Als wir uns abends zum Lagerfeuer auf einem kleinen Platz im Zia Pueblo treffen, kommen noch andere Zias mit hinzu. Wir unterhalten uns angeregt, die einen trinken Wein, ich trinke Limonade. Naira hat eine herrliche Kirschlimonade mit Limonen gezaubert. Tkhepau sitzt ein paar Stühle weiter, unterhält sich mit ihren Verwandten und Freunden aus Zia. Ich sitze bei Naira und unser angeregtes Gespräch dreht sich wieder um Kommunen, wie wir es in Deutschland und Dänemark kennen. Sie saugt Neuigkeiten in sich auf, wie ein Schwamm. Ich kann ihr jedoch nur theoretisches Wissen bieten, wie ich es von Zeitungsartikeln, Veröffentlichungen, Büchern und Erzählungen von anderen Menschen schildern kann. Ich muss ständig in ihr Gesicht blicken, in ihre Augen. Die erzählen ganz andere Dinge. Ich fühle mich betört, dass sie so viel für mich empfindet. Ich erzähle ihr von Tkhepau, in dem ich zu ihr hinüber blicke. Sie sagt, das ist doch eine alte Squaw. Ich bin schockiert und will mich schon abwenden, da ergreift sie meine Hand und sagt mir, dass sie mich für etwas ganz besonderes hält. Dass ich Tkhepau bei mir aufgenommen habe, wäre Ausdruck von Güte und Menschenliebe, wie man es bei den Pueblos nicht kenne. Und sie fragt mich, ob mich meine Mutter geschickt hätte. Einen kurzen Moment bin ich verunsichert, dann fällt es mir wieder ein. Die Mutter ist hier das, was wir Gott nennen. Es ist die Mutter Natur. Ich verneine. Ich sei selbst gekommen. Allerdings wollte ich meine Worte nicht so mit Gewicht füllen, wie Naira das empfunden haben musste. Naira kniet sich jedenfalls plötzlich vor mir nieder und verbeugt sich zum Boden. Die anderen sehen es. Ich bin jetzt erst recht schockiert und rufe nur noch «No, no! stop it!»

Vor Schreck laufe ich davon. Renne wie um mein Leben, raus aus dem Pueblo, ohne weiter nachzudenken. Ich will kein Heiliger sein. Ich will vor allem nichts mit meiner Mutter zu tun haben. Diese Assoziation lässt mich rennen, als müsste ich um mein Leben laufen. So wie ich das schon öfter habe tun müssen. Tkhepau und Naira rennen mir hinterher. Sie haben auf längere Distanz auch die bessere Kondition und holen mich ein, werfen mich zu Boden. Was mit mir sei? Ich bin doch nicht 'loco', oder? Ich wälze mich, während sie mich an den Armen festhalten. Dann helfen sie mir auf, beruhigen mich wieder. Wir kehren zu dritt zurück, mit mir in der Mitte. Die ganze Gruppe klatscht Beifall und begrüßen mich freudig. Der Stein ist zurückgekehrt und die Welt ist wieder für sie in Ordnung. Ich bin dagegen immer noch außer Atem und meine Lunge brennt wie Feuer. Die Limonade ist schnell leer und Naira bringt mir frische, gut gekühlt.

Wir, Naira und ich, sitzen wieder zu zweit bei einander. Sie entschuldigt sich bei mir, dass sie mich so erschreckt hat. Sie hätte mich darauf vorbereiten sollen, denn sie hatte sich zuvor ausgiebig mit Tkhepau über mich unterhalten. Das sei im Pueblo so üblich.

Die Frauen führen das Regiment und die Männer sind die dienstbaren Geiser, die mit Freuden dafür belohnt werden. So ist das Leben bei den Zias, auch bei den Zunis, denn sie ist nur hineingeheiratet. Sie hatte lange Zeit Probleme mit den Zias ausfechten müssen. Aber sie kennt es jedenfalls, heimatlos zwischen Welten hin und her zu pendeln. Dann nimmt sie mich liebevoll in den Arm und sagt mir, dass sie mich für immer in ihrem Herzen behalten wird. Ich verspreche ihr, dass ich das auch tun werde. Dann trennen wir uns wieder.

Tkhepau sitzt wieder bei mir und lächelt mich an. Sie nimmt meine Hand und hält sie ganz fest. «Inh'he» sagt sie wieder zärtlich zu mir und ich blicke in ihre abgrundtiefen Augen, versinke darin. Eine Schönheit, wie sie von meiner Mutter kommt. Das allererste Mal, dass ich den Gedanken so verknüpfen kann.

Spät nachts ziehen wir uns alle, nicht ohne uns untereinander ausgiebig zu verabschieden, zur Nachtruhe zurück. Wir haben ein kleines, leerstehendes Häuschen zugewiesen bekommen, das Gästen wie uns vorbehalten ist. Tkhepau nimmt mich bei der Hand und führt mich zu dem einzigen Bett in der Mitte des Raumes. Sie legt den Zeigefinger auf meine Lippen. «Gosh!» - Ja, ich werde sie willkommen heißen. Sie und ihre duftende Haut. Sie ist meine Squaw und ich verehere sie in Dankbarkeit und Zuneigung.

So sind wir morgens noch etwas schläfrig und müde, als das Leben im Pueblo wieder erwacht. Eine Glocke weckt uns als erstes auf. Ein scheppernder und keifender Klang. Der kommt von der katholischen Kirche der Mission im Pueblo, die ihre Schäfchen zur morgendlichen Buße ruft. Es kommt mir so unmoralisch und überheblich vor, wie Weiße meinen können, sie hätten den wahren Gott mitgebracht, wenn ich hier im alltäglichen Leben mehr Religiosität erfahre, als sonst irgendwo.

Wir kleiden uns wieder an und finden uns bei Naira und ihrer Familie zum Frühstück ein. Naira hat vier Kinder, einen Mann der doppelt so alt wie sie ist und alle wohnen in einem Haus, das nicht größer ist als das meinige in La Loma. Alles ist ordentlich, alles ist harmonisch und duftet angenehm. Naira's Mann ist schon lange fort zur Arbeit auf den Feldern. Wir genießen ausführlich das opulente Frühstück, welches bestimmt nicht immer so reichhaltig ist. Naira's Familie ist schließlich nicht gerade eine der reichen Familien im Pueblo. Aber das macht nicht so viel aus, weil die Pueblos ein ansonsten gut funktionierendes soziales Netz darstellen.

Nach dem Frühstück fangen Tkhepau und ich an zu packen. Brennholz, Frischwasser, Dörrfleisch und ein paar kleine Geschenke für die übrigen Bewohner von La Loma. Alles wird wieder auf das Holzgestell geladen. Und dann verabschieden wir uns von allen, die wir treffen. Solange wir in Sichtweite des Pueblos sind, muss Tkhepau das Holzgestell ziehen. Hier herrschen strenge Ansichten über das Leben einer Squaw. Und als wir im Red Canyon angekommen sind, nehme ich ihr die Arbeit wieder ab. Auch für mich ist es nicht gerade federleicht, aber ich habe auch eine gute Kondition.

Wieder lassen wir die Gedanken sprechen. Hin und her. Im Laufe der Zeit brauchen wir nicht mehr als unsere Gedanken, um uns auszutauschen. Das ist gut, denn es wird wieder ein heißer Tag, heißer als gewöhnlich. Es geht zwar schon auf den Herbst zu, aber die Erde steht jetzt fast zwischen Sonne und Mond. Und so ist es sehr nützlich, wenn man durch zu viel sprechen nicht zu viel Wasser verliert.

‘Was möchtest Du machen, wenn Du wieder zurückgehst, nach Europa? Kommst Du wieder?’ Ich weiß es noch nicht. ‘Meine Götter haben sich noch nicht entschieden.’ ‘Ich liebe Dich.’ - ‘Ich liebe dich auch, aber andere Menschen lenken meine Zukunft.’ - ‘Kannst Du nicht einfach bei uns bleiben?’ Nichts würde ich lieber machen, überlege ich - und wie ich das realisieren könnte. ‘Ich fühle mich sehr wohl in Deinem Haus.’ - ‘Es ist Tashinas Haus! (kichern)’ - ‘Ja, ich weiß. Und ich bin ihr auch sehr verbunden, dass sie mich geduldet hat!’ - Ich spüre wie Tkhepau mit ihren Gefühlen kämpft. ‘Sie liebt Dich auch!’ - betretenes Schweigen. ‘Wir werden Dich immer lieben und in unserem Herzen behalten.’

Ich küsse sie liebevoll auf ihre Stirn und sie lächelt zurück.

Wir finden unseren alten Rastplatz wieder, als es noch hell genug ist, bessere Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. Ich mache einen neuerlichen Versuch mit der Windfalle. Ich möchte, bevor ich nach Europa zurückreise, eine funktionierende Technik zurücklassen, die mit den heutigen Materialien realisiert werden kann. Diesmal grabe ich den Trichter tiefer, stelle an der Basis eine breite Blechschüssel auf. Die Aluminiumfolie wird straffer gezogen und ich lege genau in das Zentrum einen Stein. Damit tropft das kondensierte Wasser in der Mitte der Unterseite leichter in die Schüssel ab, weil die Folie nun selbst einen Trichter bildet.

Tkhepau bereitet unser Feuer vor. Dann legt sie Decken in der Aushöhlung im Sandstein aus und sorgt für ein bequemes Nachtlager zu zweit. Bis die Sonne untergeht, versuchen

wir noch auf dem roten Fels ein Stück nach oben zu klettern, um eine bessere Witterung zu haben. Gegenseitig sichern wir uns und heben uns nach oben. Ich bin erstaunt über Tkhepau's physische Kräfte. Sie macht jede Bewegung so geschmeidig und ohne sich dabei zu verausgaben, dass ich regelrecht neidisch werde. Und als wir oben angekommen sind, stehen wir da eng umschlungen, um uns besser vor dem trockenen Wind zu schützen. Der ist bereits kühl und zeigt an, was für ein Winter bevorstehen wird. Eiskalt und trocken wird es werden.

Am Horizont sehen wir eine Koppel mit Mustangs. Einige der weißen Farmer im Umkreis der Reservate halten sich Mustangs als Statussymbol. Allein bei dem Gedanken kommen mir Tränen, stellt man sich die unermessliche Weite vor, die ein Mustang für sich beansprucht.

Als der Himmel anfängt, sich silbrig blau zu verfärben und eine seltsam blutrote Farbe dann alles vermischt, steigen wir wieder hinab in unser Lager. Tkhepau sucht sorgsam die Woldecken nach Gästen ab. Auch eine Viper kann so ein Nachtlager ganz kuschelig finden.

Tkhepau hat unser Feuer entzündet. Wir genießen das Wasser von Zia und das mitgebrachte Dörrfleisch, was man uns mitgegeben hat. Mit jedem Schluck und mit jedem Bissen erinnern wir uns der Freundschaften, die wir geschlossen haben.

Die Heimkehrer

Wir werden traditionell empfangen, als wir von unserem Ausflug durch die Wüste aus Zia Pueblo zurückkommen. Ein kleines Fest, um die Mitglieder der Familie willkommen zu heißen. Es ist ein wunderbares Gefühl, heimkehren zu können. Wenn ich in wenigen Wochen wieder in Deutschland bin, wartet auf mich ein tristes Hotelzimmer. Ich bin voller Schwermut, ob der Aussichten.

Auf der Arbeit dann die Überraschung par Excellence. Wir vollenden unser Projekt, das technisch nun abgeschlossen ist und nur noch Nacharbeiten erfordert, bei einem Simulatorhersteller in Paris. Ich bin schockiert. Für mich bedeutet es noch mehr tägliche Reisen. Aber Standards und ihre Bedeutung gehen vor.

‘Zu Hause’ tröstet mich Tkhepau mit einem wundervollen Essen. Tashina, Roberto, die Kinder und auch der ‘Chief’ kommen in ‘unser Haus’. Erst als Chief Khetachu alle seine Segnungen ausgesprochen hat, beginnen wir mit dem Essen. Ich erinnere mich erst jetzt,

dass heute das indianische Erntedankfest ist - das Winterfest. Damit schließt für sie ein Jahr und es kommt eine Zeit, die wohl nicht zu zählen scheint, außer dass in der indianischen Zeitrechnung nur die Winter gezählt werden. Das Leben geht zwar weiter seinen Gang, aber das Jahr beginnt erst wieder mit dem 'Corn-Dance'.

Als ich abends erschöpft im Bett liege, bin ich wieder mal maßlos traurig. Der Umzug unseres Büros nach Paris bedeutet für mich vorerst der völlige Abbruch mit einer Umgebung und eines Abschnittes meines Lebens, den ich so niemals erwartet hätte. Ich bin gerührt von den unzähligen zwischenmenschlichen Geschenken, die ich von diesen Menschen erhalten habe. Tkhepau sitzt neben mir und wischt mir mit den Fingerspitzen eine Träne aus dem Auge und leckt dann ihren Finger ab. Dann legt sie sich zu mir, mit dem Rücken an mich gekuschelt, meine Arme fest an ihre Brüste gepresst. «Inh'he! Ich werde Dich immer in mir tragen. Egal wo Du bist.» sagt sie zu mir und wir schlafen beruhigt ein.

Auf der Airbase haben wir nun vierzehn Tage Zeit, alles in Container zu verpacken, die nach und nach mit Transportflugzeugen nach Europa geflogen werden. Wir stellen fest, dass wir allein über zehn Tonnen Dokumentation geschaffen haben. Wer soll das jemals lesen! Mit der Zeit erscheint mir alles absurd. Ich habe mit meiner privaten Trauer zu kämpfen. Unsere Assistentin Robin wird in Albuquerque bleiben. Sie hat hier ihre Familie, ihre Kinder. Außerdem hat sie als Zuni ihre Rechte, die auch in der Air Force respektiert werden müssen. Noch ein Verlust: Chris verlässt das Projektteam mit ihrer bevorstehenden Beförderung und kehrt nach Florida zurück. Gerne hätten wir auch sie mitgenommen. Die Kolleginnen vom AJPO lösen ihr 'Clearinghouse' auf und kehren an ihre angestammten Institute heim. Irgendwie ist alles zu Ende, die ganzen elf Jahre Arbeit enden in einem einzigen Loch.

Tkhepau hat sich vorgenommen, mich nach Strich und Faden zu verwöhnen, um mir damit ein Abschiedsgeschenk zu machen. Ich bin verpflichtet, es dankbar anzunehmen. So wollen es die Gesetze. Ich bekomme zu Essen, was auch immer ich mir wünsche. Sie fährt sogar nach Santa Fe und besorgt aus dem Feinkostladen Obst und Gemüse, das in New Mexico mehr als exotisch ist: rote Johannisbeeren und Mangold. Alles nur, um mir eine Freude zu bereiten. Dabei hasst sie die Stadt. Aber sie tut es - für mich. Sie sorgt sogar für eine Ausfuhrerlaubnis des County Santa Fe, dass ich mir die als Familienmitglied gehörenden Artefakte ausführen darf. Es hätte sonst arge Komplikationen beim Zoll geben können, da eine Ausfuhr von indianischen Kult-Gegenständen nicht erlaubt ist. Sie denkt einfach an jede Kleinigkeit.

Auch in Tashinas Tipi finde ich mich ein letztes Mal ein. Tashina als Ärztin ist zufrieden mit mir und meiner gesundheitlichen Entwicklung. Was alles in Europa noch auf mich zukommt, kann niemand ahnen. Aber als Schamanin hat sie es gespürt und gibt mir den Rat, was auch immer sein mag, immer daran zu denken, wie wertvoll Leben ist. Und das mein Leben nun auch all die Erfahrungen unseres Dorfes in sich trägt. Ich nehme mir vor, das zu beherzigen und immer daran zu denken.

In der letzten Nacht genießen Tkhepau und ich ausgiebig den Duft der Haut.

Roberto fährt mich am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zur Airbase. Schon von weitem kann ich den grauen Aluminiumvogel erkennen, der mich nach Paris tragen wird. Der Achiyalatopa? «Gimmi five!» sagt er zum Abschied. Und ich haue auf seine Fingerspitzen, dass sie brennen. Noch Stunden später spüre ich seine Anwesenheit, während ich schon über dem Nordatlantik bin.